

# **Idealisiert, verplant und übersehen – Warum Kinder ihren Platz verlieren<sup>1</sup>**

**Christoph Hutter**

## **Vorüberlegungen**

### **Ein soziodramatischer Blick**

Ich möchte mit meinen Überlegungen einen Beitrag zur Diagnostik kindlicher Lebens- und Problemlagen leisten. Betrachten wir die Psychodramatheorie, dann fällt auf, dass Moreno mit seinem breit angelegten Instrumentarium davor warnte, unseren diagnostischen Blick zu eng zu fassen. Nicht umsonst entwickelte er neben dem Psychodrama auch das Physiodrama, die Soziometrie, Soziodrama und Axiodrama. Mit diesem methodischen Kunstgriff brachte er nachdrücklich in Erinnerung, dass sich Themen in ganz unterschiedlichen Bereichen unseres Lebens widerspiegeln bzw. unter ganz unterschiedlichen Perspektiven verstanden werden können und müssen. In der theoretischen Figur der Szenischen Diagnostik (Hutter 2005; 2009a; 2009b) wurden diese Wahrnehmungsperspektiven noch einmal aufeinander bezogen und miteinander verzahnt. Dass wir als PsychodramatikerInnen szenisch wahrnehmen, meint die Selbstverpflichtung, Lebenslagen daraufhin zu lesen, wie sie sich in die Körper der Betroffenen einschreiben und somatische Spuren hinterlassen. Es bedeutet dafür wach zu sein, welchen Beitrag individuelles biografisches Material zum Verständnis einer Szene liefern kann. Szenische Wahrnehmung stemmt sich bewusst gegen individualistische Verkürzungen und Zuschreibungen und schaut auf den soziometrischen Wurzelgrund, aus dem Themen entstehen. In der soziodramatischen Dimension öffnet sich das szenische Verstehen gesellschaftlichen und in der axiologischen Dimension den ethisch-normativen, existentiellen, spirituellen oder philosophischen Einflüssen, die die Szene prägen. Vor dem Hintergrund der Szenischen Diagnostik ist es leicht zu präzisieren, welche diagnostische Fragestellung ich vorantreiben möchte. Wenn ich nach dem Platz der Kinder frage, dann stelle ich diese Frage dezidiert soziodramatisch. Es geht mir um den gesellschaftlichen Rahmen, in dem sich die Kinder mit ihren Körpern, ihren Biografien und ihrem Beziehungsnetz vorfinden, und um das gesellschaftliche Hinterland, aus dem die Kinder kommen, die uns oftmals mit einer sehr individuell zugespitzten Problembeschreibung vorgestellt werden. Getragen wird diese perspektivische Wahl von der Überzeugung, dass es nicht möglich ist kindertherapeutisch zu arbeiten ohne – zumindest punktuell – auch die Notwendigkeit einer gesellschaftlichen Anwaltschaft für Kinder in den Blick zu bekommen.

### **Die Unsichtbarkeit der Selbstverständlichkeit**

Es gibt viele Gründe, von Zeit zu Zeit Ausflüge in sozio- und axiodramatisches Terrain zu unternehmen. Ein Grund dafür ist die Tatsache, dass es uns so schwer fällt unserer alltäglich eingebrannten Sehgewohnheiten gewahr zu werden. Im Körperbild gesprochen: „Der blinde Fleck liegt mitten auf der Netzhaut“. Oder mit dem Volksmund gefragt: „Was weiß der Fisch schon über das Wasser, in dem er schwimmt?“ Der Harvard-Professor Amartya Sen unterscheidet bei seinen Überlegungen zum gesellschaftlichen Standort, von dem aus wir wahrnehmen, zwischen „Subjektivität“ und „positions-

---

<sup>1</sup> Manuskript zum Vortrag bei der 2. internationalen Psychodramakonferenz für die Arbeit mit Kindern & Jugendlichen, am 12.-14. September 2014, in Berlin

bedingter Objektivität“. Während die subjektive Wahrnehmung von bewussten Einstellungen, Wertsetzungen und Entscheidungen abhängt und klar dem einzelnen Individuum zugeschrieben werden kann, ist es um die standortbedingte Objektivität gänzlich anders bestellt. Dort nämlich bestimmt die Position des Individuums, wie es überhaupt in der Lage ist, Realität wahrzunehmen, und auch wenn Phänomene zu anderen Zeiten oder von anderen Orten aus anders wahrgenommen würden als von dieser Position, so ist es doch sinnvoll von objektiver Wahrnehmung zu sprechen, weil jede gleich positionierte Person auch gleiche Wahrnehmungen hätte. So sehen alle Menschen, die eine Mondfinsternis betrachten, den Mond als gleich groß wie die Sonne, denn sonst wäre er ja nicht in der Lage diese gänzlich zu verdecken (Sen 2012, S. 183-191).

Auch die Geschichtswissenschaften weisen mit Nachdruck darauf hin, dass all unsere Wahrnehmungen vor dem Hintergrund von unzähligen Annahmen entstehen, die größtenteils unbewusst bleiben, weil sie für uns so alltäglich und klar sind, dass es uns schlichtweg nicht einfällt, sie zu thematisieren. Hier wird dieses Netz der Selbstverständlichkeiten als „Referenzrahmen“ bezeichnet. Sönke Neitzel und Harald Welzer zeigen auf, wie aus „kultureller Bindung“, „Erwartungen“, „zeitspezifischen Wahrnehmungen“, „Rollenmodellen und Rollenanforderungen“ und „situativen Plausibilitäten“ ein Deute- und Entscheidungsdruck entsteht, demgegenüber individuelle Faktoren und Persönlichkeitsvariablen nicht gänzlich irrelevant werden, aber doch einen „vergleichsweise geringen, oft sogar unerheblichen Stellenwert“ bei einer Situationseinschätzung oder Handlungsentscheidung einnehmen (Neitzel & Welzer 2011, S. 23-46). Der große Vorteil solcher Referenzrahmen ist, dass sie unsere alltäglichen Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse entlasten und beschleunigen. Wichtig ist, dass Referenzrahmen nicht unveränderbar sind. Sie sind kulturell und historisch geprägt und so unumstößlich sie in einem historischen Augenblick gelten und ihre Deutungsmacht entfalten, so relativ sind sie doch, wenn man unterschiedliche Zeitpunkte oder geografische Orte miteinander vergleicht. Kleidung, die in einer Kirche einen Sittenverstoß darstellt, wird in einer Diskothek erwartet; eine Schlägerei, die auf der Straße eine Strafanzeige nach sich ziehen würde, wird im Boxring widerspruchlos hingenommen. Wir sind einerseits hoch sensibel dafür, welche Spielregeln und Deutemuster gerade gelten, andererseits sind wir diesen Referenzrahmen in ihrem jeweiligen Geltungsbereich aber auch sehr ausgeliefert, weil wir sie nicht mehr reflektieren und oft nicht einmal mehr wahrnehmen können.

Und damit lässt sich noch einmal konkretisieren, welche diagnostische Fragestellung hier vorangetrieben werden soll. Es geht darum, Sensibilität dafür zu entwickeln, was wir heute über Kinder und Jugendliche ganz selbstverständlich denken, was wir ihnen zuschreiben, wie wir sie zu sehen gewohnt sind und welche Hypothesen wir ihnen auflasten – vielleicht ohne es in den alltäglichen Routinen zu bemerken.

## Schritte

Es ist im Folgenden nur möglich, einige Facetten des gesellschaftlichen Referenzrahmens zu rekonstruieren, der die Lebenswelten der nächsten Generation und unseren Blick auf sie prägt:

1. Beginnen möchte ich dabei mit Verschiebungen, die im Begriff der Kindheit selbst zu beobachten sind. Philippe Ariès hat beschrieben, dass Kindheit als gesellschaftlich relevante Größe erst spät und langsam entstanden ist. Heute gibt es Beobachtungen, dass sich die strategische Position des Kindes wieder relativiert.
2. Diese Entwicklung ändert nichts daran, dass das Kind weiterhin ein narzisstisch aufgeladener Sehnsuchtsort ist, in den Eltern, aber auch eine ganze Gesellschaft ihre Wünsche projizieren.

Eine Folge dieser Aufladung ist der Versuch, Kinder in ihrer Entwicklung zu kontrollieren und sie zu optimieren.

3. Trotz – und auch wegen – dieser Idealisierungen kommt es zu einer Konkurrenzdynamik zwischen den Generationen. Denn nicht nur Wünsche, auch Probleme lassen sich gut auf die nächste Generation projizieren.
4. Punktuell geht es darum, sich mit Dynamiken auseinanderzusetzen, bei denen Kinder zwischen die Fronten von Erwachsenen kommen, ohne dass die Erwachsenen dies wollen. Diese Konstellation lässt sich sehr typisch anhand von Trennungskonflikten analysieren.
5. Wenn wir mit ökonomischen Kategorien auf Kinder und Jugendliche schauen, sehen wir deren gezielte Ausbeutung, die beispielsweise von der Werbewirtschaft systematisch vorangetrieben wird.
6. Eine weitere ökonomische Tatsache ist, dass Armut Kinder und Jugendliche in ihrem Aufwachsen vielfach schädigt und behindert.

## Der Auf- und Abstieg der Kindheit

### Die Entdeckung der Kindheit

Philippe Ariès These von der Entdeckung der Kindheit hatte großen Erfolg und ist als fester Topos in die Diskussion eingegangen. In aller Kürze skizziert setzt Ariès bei der Betrachtung des Mittelalters an und weist nach, dass es ein wirkliches Pendant zu unserem heutigen Verständnis von Kindheit dort nicht gibt: „Die mittelalterliche Gesellschaft [...] hatte kein Verhältnis zur Kindheit; das bedeutet nicht, dass die Kinder vernachlässigt, verlassen oder verachtet wurden. Das Verständnis für die Kindheit ist nicht zu verwechseln mit der Zuneigung zum Kind; es entspricht vielmehr einer bewussten Wahrnehmung der kindlichen Besonderheit, jener Besonderheit, die das Kind vom Erwachsenen, selbst dem jungen Erwachsenen, kategorial unterscheidet“ (Ariès 1978, S. 209). Wie tiefgreifend das Fehlen dieser Kategorie das Bewusstsein der Menschen geprägt haben muss, illustriert Ariès an Aussagen, die mit heutigen Maßstäben gehört nur erschüttern können: „Das sehr kleine Kind, das noch zu schwach ist, um am Leben der Erwachsenen teilzunehmen, zählt nicht“ – so heißt es bei Molière „‘Ich habe zwei oder drei Kinder im Säuglingsalter verloren und dies zwar nicht ohne Bedauern, aber doch ohne Verdruss‘ stellt Montaigne fest“ (Ariès 1978, S. 209f). Wie lange diese Haltung verbreitet war, zeigt ein Eintrag des Volkskundlers Karl von Leoprechting aus dem Jahre 1855: „Übrigens bleiben von diesen vielen Kindern nur wenige, man darf ihrer höchstens vier auf das Dutzend nehmen, die anderen himmeln meist schon sehr früh. Bei kleineren Kindern, die sterben, hat man selten großes Leid, ist ein schöner Engel im Himmel, wir haben noch genug an den übrigen. Stirbt aber ein größeres Kind, das bald bei der Arbeit an die Hand gehen könnte, so ist das Bedauern allgemein“ (zit. in Beck & Beck-Gernsheim 1990, S. 137).

Ab der Schwelle zum 18. Jahrhundert beginnt eine entscheidende Veränderung. Ariès zeigt, wie unterschiedliche Gruppen „das Kind“ stärker in den Blick nehmen und es durch ihre intensive Beobachtung und Beschäftigung mit einer gänzlich neuen Qualität versehen. Man fühlt sich an Thomas Kuhns Begriff des Paradigmenwechsels erinnert: Wenn voneinander unabhängig an unterschiedlichen Orten gleichzeitig ein Thema auf die Agenda drängt, neu durchdacht und neu bewertet wird, dann können all diese Diskussionen zusammenfließen zu einem neuen Paradigma und die Sicht auf einen Gegenstand grundlegend verändern. Als das Kind Ende des 17. Jahrhunderts als Kind in den Blick kommt, wird es in dreifacher Weise thematisiert:

- Die Ammen und Familienmitglieder schreiben darüber, wie sehr sie durch das niedliche und drollige Kind erheitert werden und es hätscheln (Ariès 1978, S. 210f),
- die Moralisten, Juristen und Kirchenmenschen möchten es auf „feine und vernünftige Sitte“ hin erziehen (Ariès 1978, S. 217)
- und Anfang des 18. Jahrhunderts treten die Ziele der hygienischen Versorgung und der physischen Gesundheit noch auf den Plan: „ein ungenügend abgehärteter Körper neigt zur Verweichlichung, zur Faulheit, zur Lüsterheit, kurzum, zu jedem erdenklichen Laster“ (Ariès 1978, S. 217).
- Vor allem im Verlauf des 18. Jahrhunderts wird die Kindheit dann um die Zeit und das Thema der schulischen Erziehung ergänzt: „Solange seine Schulzeit dauerte, war das Kind nun einer immer strafferen und wirksameren Disziplin unterworfen, und diese Disziplin trennte das Kind von der Freiheit des Erwachsenen“ (Ariès 1978, S. 463).

Dass dieser Prozess der Entdeckung der Kindheit nicht frei von Ambivalenzen ist zeigt Ariès Urteil: „Die Familie und die Schule haben das Kind mit vereinten Kräften aus der Gesellschaft der Erwachsenen herausgerissen. Die Schule hat das einstmals freie Kind in den Rahmen einer zunehmend strenger Disziplin gepresst, die im 18. Und 19. Jahrhundert in die totale Abgeschlossenheit des Internats münden wird. Die Besorgnis der Familie, der Kirche, der Moralisten und der Verwaltungsbeamten hat dem Kind die Freiheit genommen, deren es sich unter den Erwachsenen erfreute. Sie hat ihm die Zuchtrute, das Gefängnis, all die Strafen beschert, die den Verurteilten der niedrigsten Stände vorbehalten waren. Doch verrät diese Härte, dass wir es nicht mehr mit der ehemaligen Gleichgültigkeit zu tun haben: wir können vielmehr auf eine besitzergreifende Liebe schließen, die die Gesellschaft seit dem 18. Jahrhundert beherrschen sollte“ (Ariès 1978, S. 562).

## Die Relativierung des Kindes

Wichtiger als Ariès Rekonstruktion ist im Kontext dieser Überlegungen das Nachdenken darüber, was aus der Kindheit geworden ist, die an der Wiege der Moderne entdeckt worden war. Es liegt nahe, diese Frage zu stellen, weil wenn Kindheit mit Ariès als kontingent, konstruiert und „in die Kinder hineingesehen“ verstanden wird, dann können sich die Zeiten und Konstruktionen auch wieder verändern. Als einer der ersten hat Neil Postman diese Frage 1982 sehr alarmistisch in seinem Buch „Das Verschwinden der Kindheit“ aufgeworfen. Dort verknüpft er mit einer fundamentalen Medienkritik die kulturpessimistisch zugespitzte Sorge, dass „die Kindheit auf lange Sicht ein Opfer des Geschehens [der umfassenden Technisierung der Welt] sein wird“ (Postman 1987, S. 165) und sie sich als „ein zeitweiliger ‚Irrweg‘ innerhalb der Kulturgeschichte [erweisen könnte] – so wie die Pferdekutsche oder das schwarze Geschnörkel auf weißen Buchseiten“ (Postman 1987, S. 162). Man muss Postman in seiner Fundamentalkritik nicht folgen, um seine Frage aufzugreifen, welchen Stellenwert und welchen Schutz Kindheit in unserer Gesellschaft heute hat. Einen orientierenden Beitrag liefert dazu der französische Soziologe Louis Roussel, der die Veränderung von Familienmodellen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in vier, natürlich idealtypischen und geglätteten, Entwicklungsschritten zusammenfasst (vgl. zum Folgenden ausführlich: Hutter 2012a, S. 6ff; Roussel 1980).

**Das ganze Haus – Familie in vorindustrieller Zeit:** Ein erstes Familienmodell spannt den Bogen weit zurück in die Geschichte. Kern dieses Familienmodells ist, dass nicht die Familie als Personengruppe im Zentrum steht, sondern das Haus, griechisch: „oikos“, die ökonomische Basis. Der Familienbereich fällt in dieser Konstruktion mit dem Produktionsbereich zusammen und wird von ihm her definiert. In diesem ersten Modell wird der Platz der Kinder – wie es von Ariès ausführlich beschrieben wurde –

nicht über die Beziehungsqualität definiert. Die Fixpunkte sind vielmehr das Erbrecht und die Erbfolge. Solange das Kind nicht in der Funktion des Erben in Erscheinung tritt, hat es seinen Platz als Arbeitskraft.

**Die Familie differenziert sich aus – Industrielle Revolution und Nationalstaatlichkeit:** Ab dem 18. Jahrhundert weicht die Orientierung an Haus und Erbe dem neuen Modell der bürgerlichen Familie. Im Zentrum dieses Wandels stehen Prozesse der Ausdifferenzierung und Unterscheidung. Dies lässt sich an einem kleinen Detail von großer Tragweite verstehen: Eine neue Errungenschaft in der Architektur ist der Flur, der die Zimmer voneinander trennt und ihnen eine je spezielle Funktion, aber auch ein je eigenes Gewicht zuweist. Es gibt jetzt ein Wohnzimmer, eine Küche, ein Schlafzimmer und ein Kinderzimmer (Nave-Herz 1993, S. 33). Die sicherlich wichtigste Differenzierung ist jene zwischen Familien- und Arbeitsraum, die im Zuge der Industrialisierung die breite Masse „befällt“. Parallel zu dieser Entwicklung gewinnt der Nationalstaat ein zunehmendes Interesse an der Familie. Sie wird zur Institution und soll Keimzelle der Gesellschaft sein. Dies ist die Zeit der oben beschriebenen „Entdeckung der Kindheit“. Das Kind kommt als Kind, d.h. als Objekt der Fürsorge und der Erziehung in den Blick. „Familie“ meint jetzt exklusiv die Eltern und ihre Kinder – die Eltern in ihrer Arbeitsteilung und die Kinder in ihrer spezifischen Lebensphase.

**Das kindzentrierte Familienmodell:** Mit einem beeindruckenden Bedeutungsschub der Sozialversicherungssysteme und einer fortschreitenden Psychologisierung der Gesellschaft verändert sich im 19. und 20. Jahrhundert der Blick auf die Familie und die Kinder noch einmal. Erstmals in der Geschichte gibt es eine psychologische Motivation zur Familiengründung. Das Kind wird zur sinnstiftenden Instanz, zum „Garanten“ von Hoffnung, Sinn und Zukunft und damit zum Dreh- und Angelpunkt der Familie. Es ist dieses Stadium, über das Postman schreibt, dass Kindheit hier „ihre Hochphase“ erlebt hat. Kindern wird eine eigene, kindgerechte Welt erschaffen. „In hundert Gesetzen wurden Kinder anders eingestuft und behandelt als Erwachsene; in hundert Sitten und Gepflogenheiten wurde ihnen ein bevorzugter Status eingeräumt und Schutz vor den Unbilden des Erwachsenenlebens gewährt“ (Postman 1987, S. 81). Korrespondierend zu dieser idealisierenden Sicht des Kindes entsteht der Idealtypus guter Elternschaft, an dem besonders die Mütter gesellschaftlich gemessen werden. Die gute Mutter geht auf in der intensiven Sorge um die Familie und die Kinder, und sie trägt so die weiterhin arbeitsteilige Organisation der Gesellschaft mit. Für die Kinder ist die Tatsache, dass sich ihre Mütter (und in anderer Art und Weise als diese auch die Väter) über sie definieren und in ihnen verwirklichen, ambivalent. Auf der einen Seite bedeutet diese Aufwertung natürlich eine Vervielfachung individueller Chancen und Ressourcen. Nie zuvor waren Kinder- und Jugendzimmer so reich ausgestattet und bestückt, nie zuvor war Kindheit und Jugend so erlebnisreich. Auf der anderen Seite steht diesen vielfältigen Möglichkeiten eine zuerst schleichende, inzwischen galoppierende Veränderung der psychischen Struktur gegenüber, von der noch zu sprechen sein wird. Es bleibt festzuhalten: Die psychologische Bedeutung des Kindes ist in diesem dritten Modell so hoch wie nie zuvor und sowohl die Kinder als auch ihre Eltern bekommen gesellschaftlich über die soziale Kontrolle „guter Elternschaft“ viel Aufmerksamkeit.

**Paarzentrierung und/als Selbstverwirklichung:** Die für unser Thema wichtigste Beobachtung in dieser Typisierung der Familienmodelle ist, dass neben das parallel weiter bestehende kindzentrierte Familienmodell zwei Lebensentwürfe treten, in denen das Kind an Bedeutung verliert. Für den modernen Zeitgenossen wird immer mehr das Erleben der Paarbeziehung zum Kern familialen Lebens. Schon für das 19. Jahrhundert beobachtet Richard Sennett, dass die Familie zur idealisierten Zufluchtsstätte wird (Sennett 1986). Im Aufbruch der Moderne, zeitlich also mit dem Wechsel zum bür-

gerlich-romantischen Familienmodell, wird die Liebe dann zum beherrschenden Fundament der Institution Ehe. Der Wechsel zum vierten Familienmodell wird dort markiert, wo das romantische Liebesgefühl zur immer mehr idealisierten Norm wird (Hutter 2012b). Die Liebe wird zur „Nachreligion der Liebe“ (Beck & Beck-Gernsheim 1990). Weil der Hunger nach vollkommener Liebe und Verschmelzung von einer Beziehung zwangsläufig nicht gestillt werden kann, und der Hunger nach individueller Selbstverwirklichung verbindlicher Beziehungsgestaltung per se im Weg zu stehen scheint, etabliert sich parallel zu einem paarorientierten Familiensektor ein wachsender Sektor des Singlelebens, in dem eine Praxis familialer Gemeinschaft (wohlgemerkt nur die Praxis, nicht aber die Sehnsucht danach) zugunsten kurzfristiger Paarbeziehungen und einem Leben im Ein-Personen-Haushalt aufgegeben wird. In beiden gesellschaftlichen Sektoren besteht Einigkeit darüber, dass die individuelle Zufriedenheit mit der jeweiligen Beziehung zum Kernbestand des Lebensentwurfes gehört. Die Leitmaxime, hinter die der Fortbestand einer Beziehung im ernsthaften Konfliktfall zurücktreten muss, ist dabei die Maximierung individuellen Glücks. Harald Welzer formuliert - wahrscheinlich zu pointiert: „Verpflichtungen, die das Selbst überschreiten, laufen den Funktionsbedingungen dieser Kultur zuwider“ (Welzer 2013, S. 21). Dies trifft auch die Position der Kinder, denn Kinder – so ein wichtiger Befund der Glücksforschung – machen nicht glücklich.

### **Kinder, Glück und Sinnstiftung**

Diesen letzten Gedanken möchte ich kurz noch einmal aufnehmen und untermauern, denn die Frage, ob Kinder glücklich machen, liefert irritierende Antworten. Unterschiedliche Studien belegen unisono, dass dies nicht der Fall ist. Im Gegenteil, die Lebens- und Ehezufriedenheit sinkt mit der Geburt des ersten Kindes spürbar ab, um sich ungefähr zur Einschulung des Kindes zu stabilisieren. Nachdem die Pubertät die Zufriedenheit der Eltern am massivsten beeinträchtigt hat, kehrt die Glückskurve erst nach dem Auszug der Kinder annähernd auf den Ausgangslevel zurück (Bucher 2009, S. 100). Diese Befunde bestätigt z.B. die LBS-Familienstudie, die den Qualitätseinbruch, den eine Paarbeziehung durch die Geburt eines Kindes erleidet, beeindruckend dokumentiert. Alle vier dort erhobenen Parameter zur Paarzufriedenheit – Streit, Kommunikation, Zärtlichkeit und Unzufriedenheit mit dem Partner – nehmen einen negativen Verlauf, wenn Paare Eltern werden (Fthenakis, Kalicki & Peitz 2002, S. 86). Auch der renommierte Trennungsforscher Helmuth Figdor weist darauf hin, dass die Geburt eines Kindes unter der Perspektive der Paarzufriedenheit eine schmerzhaft Zäsur darstellt. Bei Trennungverläufen lässt sich hier nicht selten ein Ausgangspunkt ehelicher Konflikte identifizieren, der binnen einer Frist von drei, vier, manchmal fünf Jahren zur Trennung der Ehepartner führt (Figdor 1998, S. 31).

Auch wenn diese Befunde vielleicht nicht unseren Vorstellungen davon entsprechen, wie man über Kinder denken soll, so sind sie doch offensichtlich in der allgemeinen Einschätzung über das Leben mit Kindern angekommen. So zitiert Gesa Gottschalk eine Umfrage aus dem Jahr 2012, der zufolge „nicht einmal die Hälfte aller befragten Deutschen zwischen 18 und 50 Jahren der Aussage [zustimmen], dass es "ihre Lebensfreude und Lebenszufriedenheit verbessern würde, wenn sie in den nächsten drei Jahren ein Kind bekämen". [...] Bei jenen, die schon Erfahrung mit eigenem Nachwuchs sammeln konnten, lag die Quote [sogar nur bei] 17 Prozent (Gottschalk 2014, S. 70).

Im gleichen Artikel arbeitet Gottschalk heraus, dass Kinder sehr wohl eine Antwort auf die Sinnfrage ihrer Eltern geben. Wenn, wie in einer Studie an der Florida State University, sowohl nach der Sinnhaftigkeit, als auch nach dem Glücksfaktor unterschiedlicher Situationen gefragt wird, dann erreicht die Sorge um Kinder – übrigens neben Beten und andern Menschen Geschenke zu machen – einen

Spitzenwert bezüglich der Sinnhaftigkeit, obwohl Eltern nach wie vor gleichzeitig angeben, dass sich die Zeit mit ihren Kindern eher negativ auf ihr Glücksempfinden auswirkt (Gottschalk 2014, S. 71f.). Kinder geben dem Leben einen langfristigen Sinn und der Gesellschaft ihr unabdingliches Fundament – kurzfristiges, stabil anhaltendes hedonistisches Glück ist von ihnen nicht zu erwarten. In einer Zeit, in der die Maximierung individuellen Glücks zur Maxime erhoben wird, muss dies nicht dramatisiert werden. Im Blick sollte diese Entwicklung auf jeden Fall bleiben, weil sie den strategischen Platz, der Kindern in unserer Gesellschaft fraglos zugebilligt wird, zu relativieren vermag.

## **Das Kind als Sehnsuchtsort**

### **Der narzisstische Sozialcharakter**

In den 70er-Jahren des letzten Jahrhunderts beginnt vor allem unter PädagogInnen und SozialwissenschaftlerInnen eine Diskussion, die sich dann 1980 in dem Buch „Das Zeitalter des Narzissmus“ von Christopher Lasch bündelt. Erich Fromm hatte bereits in den 60er-Jahren konstatiert, dass es einen so engen Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Prozessen und der psychischen Struktur der Menschen, die in der Gesellschaft leben, gibt, dass man mit guten Gründen von einem Gesellschafts- oder Sozialcharakter sprechen kann (Fromm 1978, S. 270ff). Jetzt schien es vielen plausibel, dass die vormals autoritäre Charakterstruktur, die in Deutschland Faschismus und Nationalsozialismus ermöglicht und getragen hat, schleichend von einem narzisstischen Sozialcharakter ersetzt würde. Die narzisstische Dynamik entfaltet sich zwischen Idealisierung und Entwertung, Größenfantasien und Beschämung. Als konkrete Phänomene, die eine narzisstische Prägung hervorbringt, benennt das internationale Klassifikationsschema der WHO ein „grandioses Verständnis der eigenen Wichtigkeit“, „Phantasien grenzenlosen Erfolgs“, die Fixierung auf „hochgestellte Menschen oder Institutionen“, das Streben nach „exzessiver Bewunderung“, ein Anspruchsdenken, das eine „besonders günstige Behandlung“ erwartet, ausbeuterischer Umgang mit Beziehungspartnern, „Mangel an Empathie“, Neid und Arroganz (vgl. ICD-10 F60.8).

### **Die narzisstische Familiendynamik**

In einem gesellschaftlichen Klima, das narzisstischen Themen Vorschub leistet, entfaltet sich die narzisstische Dynamik auch in den Familiensystemen. Es ist wichtig vorzuschicken, dass narzisstische Anteile unbedingt zur Interaktion zwischen Eltern und ihren Kindern dazugehören. Kinder müssen sich in ihren Eltern spiegeln, sie müssen den Glanz in den Augen der Eltern sehen (Heinz Kohut) und sich als wirkmächtig erfahren, damit sie sich ihrer selbst bewusst werden und zu gesunden Persönlichkeiten heranreifen können.

Der problematische Kern, der als „narzisstische Projektion“ (Horst-Eberhard Richter 1967, S. 90f.) beschriebenen narzisstischen Familiendynamik ist, dass sich dabei die Richtung umdreht. Nicht mehr die Kinder spiegeln sich in ihren Eltern und erfahren dadurch, wer sie sind oder wer sie sein können, sondern die Eltern verwechseln quasi sich und ihre Kinder und sehen in ihre Kinder jene Grandiosität hinein, die sie selbst nicht erreichen können. Wo sich diese Projektion im unerschütterlichen Glauben an das Kind oder auch in optimaler Förderung erschöpft, mag sie einfach als Phänomen wahr- und hinzunehmen sein. Schwierig wird es, wo die projizierten Größenfantasien zu massiv eingeklagten Anforderungen werden. Die Eltern leben sich in ihren Kindern. Die Kinder werden zum Projekt der Eltern, das nicht scheitern darf. Die erbrachten oder verfehlten Erfolge der Kinder werden zum Beweis der Grandiosität oder des Scheiterns der Eltern. Die Sehnsüchte der Eltern, die sich in ihren Kin-

dern einen Ort gesucht haben, an dem sie auf Verwirklichung drängen, entfalten, wo sie frustriert werden, ihr Suchtpotential und werden fordernd, übergriffig und destruktiv.

Oder in psychodramatischer Terminologie gesprochen: Das perfekte Ziel, das einen Brennpunkt des psychodramatischen Störungsverständnisses bildet (Schacht 2009, S. 92ff), ist in der narzisstischen Dynamik die Perfektion selbst. Es geht darum Perfektion, Grandiosität und Makellosigkeit real zu verwirklichen. Sie werden aber nicht in sich selbst gesucht, sondern sie sollen im Kind verwirklicht werden. Moreno formuliert in seinen Frühschriften als Suchkriterium für einen soziometrisch guten Ort, dass es darum geht, den Ort zu finden, „der dem eigenen Herzenswunsche gleicht“ (Moreno 1922, S. 79). In der narzisstischen Dynamik haben die Eltern aufgegeben diesen Ort in sich zu finden. Stattdessen setzen sie darauf, dass sie ihre Suche in ihrem Kind verwirklichen können.

Die Konsequenzen für das Kind sind, wie leicht einzusehen ist, fatal. Einerseits ist Narzissmus nämlich ein im höchsten Maße ansteckendes Phänomen. Das Kind bekommt die Suche nach dem perfekten Ziel durch die grandiosen Zuschreibungen und das zwangsläufige Scheitern an der immer zu hoch gelegten Latte eingepflanzt und wird selbst zum Narziss, zunehmend auf sich selbst und seine individuellen Bedürfnisse fixiert, süchtig nach Aufmerksamkeit und kaum fähig, ausgeglichene und verlässliche Beziehungen zu leben. Andererseits wird das Kind seines eigenen soziometrischen Ortes beraubt. Wer die Größenfantasien seiner Eltern erfüllen muss, ist kaum in der Lage den Ort zu erspüren und erfinden, der seinem eigenen Herzenswunsche gleicht.

## Die Optimierung der Kinder

Der Imperativ, das Potential der Kinder optimal ausschöpfen zu müssen, ist längst für die ganze Gesellschaft generalisiert. Unsere Kinder sind auch, wenn nicht sogar vor allem, gesellschaftliches Humankapital, das optimiert, bestmöglich investiert und genutzt werden muss. Ganz unterschiedliche gesellschaftliche Diskurse finden in dieser unterschweligen Dynamik ihren gemeinsamen Nenner.

- Elisabeth Beck-Gernsheim arbeitet in ihrer Analyse der pränatalen Diagnostik heraus, dass – bei allen Chancen, die damit verbunden sind – nicht übersehen werden darf, wie die medizinischen Möglichkeiten das gesellschaftliche Bewusstsein verändern. Wo „Beeinträchtigung“ diagnostiziert und durch den Schwangerschaftsabbruch ausgemerzt werden kann, dort kann schnell die Rede von „neuer Schuld“ entstehen oder ein Abbruch gar als „Fürsorge fürs ungeborene Kind“ interpretiert werden (Beck-Gernsheim 2000, S. 119). Wenn uns Wissenschaftler heute darüber aufklären, dass die gezielte Optimierung von Menschen kein science fiction Szenarium mehr ist, sondern mehr oder weniger realisiertes, zumindest aber greifbares Forschungsziel, dann wird spürbar, wie groß der Druck werden kann, sich eben nicht mit unoptimierten Kindern abzufinden.
- Noch ein zweiter medizinischer Bereich illustriert diesen Optimierungsdruck eindrücklich: die Diagnose und Medikation von Aufmerksamkeitsdefiziten und hyperkinetischem Verhalten (ADHS). Die Grundsatzdiskussion um das Für und Wider der Diagnose soll an dieser Stelle nicht geführt werden. Es steht außer Zweifel, dass es einen kleinen Teil (2 bis 5 Prozent) an Kindern gibt, für die eine präzise Diagnostik und Therapie wirklich erlösend ist. Und doch drängt sich mit Blick auf die Gesamtentwicklung ein anderer Eindruck auf. „1993 [haben] deutsche Ärzte noch 34 Kilogramm Methylphenidat [das ist der Wirkstoff, der in den einschlägigen ADHS-Medikamenten enthalten ist] verschrieben“. „2001 [waren es] schon 603 Kilogramm [...] und 2011 bereits knapp 1,8 Tonnen (so berichtet die Frankfurter Allgemeine Zeitung in ihrer Ausgabe vom 18. August 2012)“ (BMFSFJ 2013, S. 180). Dies legt nahe, dass



sich hier nicht ein Störungsbild, sondern dessen Bewertung verändert hat. Ganz offensichtlich stören und irritieren Kinder 2011 deutlich mehr, als sie 1993 gestört und irritiert haben.

- Auch ein Blick in unser Bildungssystem zeigt die Optimierungsdynamik. Das eklatante Ungleichgewicht zwischen tragfähigen Bindungsangeboten und einem immer mehr ausgeweiteten Bildungsauftrag, der sich zunehmend auf schulisch verwertbare Bildung konzentriert, durchzieht den Bereich der frühkindlichen Bildung. In der Beschleunigung von Bildungsprozessen, wie sie sich im achtjährigen Gymnasium (G8) niederschlägt, setzt sich diese Bewegung fort. Ziel ist das für gesellschaftliche und ökonomische Bedürfnisse optimierte Kind.
- Auch im Alltag der Erziehungsberatung finden sich unzählige Beispiele, die diesen Optimierungsdruck bezeugen. Zum alltäglichen Klientel gehören verunsicherte Eltern, die unter dem Druck von Kindergärten, Schulen oder Bekannten vorstellig werden, weil ihr Kind die geforderten Anpassungsleistungen nicht schnell genug erbringt. Das Kind ist wahlweise zu ängstlich, zu aufmüpfig, zu introvertiert, zu verspielt oder zu eigensinnig. Auf jeden Fall sehen die aufmerksamen BeobachterInnen Optimierungspotenzial. „Das Kind darf immer weniger hingenommen werden, so wie es ist, mit seinen körperlichen und geistigen Eigenheiten, vielleicht auch Mängeln. Es wird vielmehr zum Zielpunkt vielfältiger Bemühungen. Möglichst alle Mängel sollen korrigiert werden (nur kein Schielen, Stottern, Bettnässen mehr), möglichst alle Anlagen sollen gestärkt werden (Konjunktur für Klavierstunden, Sprachferien, Tennis im Sommer und Skikurs im Winter)“ (Beck-Gernsheim 2000, S. 114).

## Die Gesellschaft entsorgt Probleme gerne in Kinder- und Jugenddis-kurse

### Die Spannung zwischen den Generationen

Für den nächsten Bereich, den ich skizzieren möchte, stimmt die Formulierung nicht, dass Kinder hier ihren angestammten Platz zu verlieren drohen. Im Gegenteil, der Konflikt, den ich schildern möchte, ist Jahrtausende alt. Aber trotz seiner scheinbaren Normalität gehört er zu einer soziodramatischen Analyse, die der Frage nachgeht, welche gesellschaftlichen Rahmenbedingungen die Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen belasten, unbedingt dazu. Es geht dabei, wie bei der narzisstischen Dynamik, um einen projektiven Prozess. Allerdings sind es jetzt nicht die Erwartungen und ungelebten Chancen der Elterngeneration, die an die Kinder delegiert werden, sondern die junge Generation wird benutzt, um über ihre Abwertung die ältere Generation zu bestätigen, narzisstisch aufzuwerten und sie so zu stabilisieren.

Moreno nimmt in seinen Frühschriften auf ein Modell des Wachsens und Vergehens Bezug, das so oder ähnlich über die Jahrhunderte immer wieder herangezogen wurde, um menschliches Leben zu beschreiben. „Das Rätsel des Lebens ist mit dem des Wachstums verknüpft. Dieses spiegelt sich in der Steigerung und im Verfall der Kräfte. Kind-Jüngling, Mann-Greis“ (Moreno 1914, S. 19). Moreno entscheidet sich in seiner Lesart des Modells, die Jugend zu idealisieren und das Alter als Verfallsprozess zu verstehen: „Das Leben bewegt sich [...] im Sinne eines Springbrunnens, der die Erde durchstößt, den Gipfel erklimmt und zum Boden hin zerflattert, oder eines Berges, der über den Saum und Scheitel hin wieder abfällt. Der aufwärts geworfene Stein gestaltet eine einheitliche Kurve, deren steigender Bogen die Lebensbewegung darstellt, die sich über Kind und Jüngling hinausstreckt: Homo juvenis, deren sinkender Bogen den Absturz vom Lebensgipfel über Mann und Greis abbildet: Homo sapiens. Der Entwicklung folgt die Rückentwicklung. Homo juvenis: steigender Wert: Homo sapiens:

fallender Wert!“ (Moreno 1914, S. 19f.). Aber Moreno thematisiert auch, dass die Idealisierung der Jugend den Keim ihrer Entwertung birgt: „Der Hass gegen das Jüngere wird ausgelöst durch die Angst vor der sicheren Niederlage“ (Moreno 1914, S. 21).

Neben dieser Anfrage, die die nächste Generation für jede vorherige darstellt, weil sich der eigene (drohende) Verfall in ihrer Lebendigkeit spiegelt, gibt es auch noch die Konkurrenz um Chancen und Ressourcen. Reimer Gronemeyer publiziert 2004 ein Buch mit dem Titel „Kampf der Generationen“. Darin schreibt er: „Die Alten werden in vielerlei Hinsicht zum Zentrum der Gesellschaft. Nicht nur [aber auch] durch ihre schiere Zahl“ (Gronemeyer 2004, S. 11). Um die demografische Entwicklung und ihre Folgen drehen sich schon heute viele gesellschaftliche Diskurse, etwa über die Gestaltung von Rentenansprüchen oder über die Pflegesituation. Viele dieser Themen handeln, wenn man sie nicht ökonomisch verkürzt, um Fragen der Generationengerechtigkeit. Ich möchte an dieser Stelle aber auf ein anderes Phänomen hinweisen, das sich mehr aus der projektiven Dynamik speist als aus den Gerechtigkeits- und Verteilungsfragen. Es ist die Frage danach, wie besorgt, pessimistisch und darin latent oder offen abwertend über die Generation der Kinder und vor allem der Jugendlichen gesprochen wird.

### **„Ich wollte es gäbe gar kein Alter zwischen zehn und dreiundzwanzig..“**

Yvonne Fritzsche, eine Mitautorin der 13. Shell-Studie, merkt an, dass die Erwachsenenengesellschaft, gerade wenn sie an die Grenzen ihrer Plausibilitäten kommt, ihre Ratlosigkeit gerne in Jugenddebatten umsetzt. Dann gibt es kein gesellschaftliches Problem, sondern „die Gesellschaft leidet an den Jugendlichen und jungen Erwachsenen.“ Fritzsche besteht darauf, dass dieser pathologisierende Blick auf Jugendliche nicht nur missbräuchlich, sondern vor allem auch falsch ist: „Weder ist es plausibel, dass für nicht erbrachte gesamtgesellschaftliche Anpassungs-, Integrations- und Entwicklungsleistungen, mithin für nicht erbrachte Gesellschaftsarbeit an der Zukunft, automatisch die ‚Charakterlage‘ der jeweiligen Jugendgenerationen verantwortlich zu machen sei, noch ist es zwingend, dass Jugendliche an dem leiden, was Erwachsene als leidenswert betrachten“ (Deutsche Shell 2000, S. 95). Wo auch immer die Diskussion über die „Jugend von heute“, ihren „Verfall“ oder ihre Unzulänglichkeit aufbricht, sollte man sich dessen bewusst sein, dass man an einen roten Faden anknüpft, der sich seit Jahrtausenden durch die Gespräche der Eltern- und Großelterngenerationen zieht. Wolfgang Heinz hat diesen roten Faden als provozierendes Präludium zu seinen Überlegungen über Jugendkriminalität in Deutschland reichhaltig illustriert (Heinz 2003, S. 6f.)

- So ist an der Wiege der schriftlichen Kultur in Mesopotamien die Klage zu lesen: „Mit unserer Erde geht es abwärts. Bestechung und Unehrlichkeit breiten sich aus. Die Kinder folgen ihren Eltern nicht mehr. Der Untergang der Welt steht offensichtlich bevor“ (zit. in: Heinz 2003, S. 6).
- Sokrates wird in den Mund gelegt: „Die Jugend liebt heutzutage den Luxus, sie hat schlechte Manieren, verachtet die Autorität, hat keinen Respekt für ältere Leute und plaudert, wo sie arbeiten sollte. Die Jungen stehen nicht mehr auf, wenn Ältere das Zimmer betreten. Sie widersprechen ihren Eltern und schwätzen in der Gesellschaft, ... und tyrannisieren ihre Eltern“ (zit. in: Heinz 2003, S. 6).
- Der Kirchenvater Augustinus echauffierte sich in seinen Confessiones über die Studierenden, die er in Karthago unterrichtet hatte: „Dagegen ist in Karthago eine abstoßende, maßlose Ausgelassenheit der Schüler üblich: sie stürzen unverschämt herein, und wie eine Horde von Rasenden bringen sie die Ordnung durcheinander, die der einzelne Lehrer zum Besten seiner

Schüler eingeführt hat. Mit unbegreiflicher Rohheit treiben sie Frevel über Frevel, Dinge, die vor den Gesetzen strafbar wären, wenn nicht die Gewohnheit ihr schützender Anwalt wäre“ (Augustinus 1955, S. 215).

- William Shakespeare lässt den alten Schäfer im dritten Aufzug seines Wintermärchens aufstöhnen: „Ich wollte es gäbe gar kein Alter zwischen zehn und dreiundzwanzig, oder die jungen Leute verschliefen die ganze Zeit: Denn dazwischen ist nichts, als den Dirnen Kinder schaffen, die Alten ärgern, stehlen, balgen.“<sup>2</sup>
- Im Jahre 1787 klagt der deutsche Theologe und Pädagoge Oberkonsistorialrat Friedrich Gedike, obgleich er ein Vertreter der Aufklärung ist, über die Jugend, die sich zu ausgiebig dem Lesen von Büchern widmet: „Sie werden weltfremd, Größenwahnsinnig, schizophoren, melancholisch, und sie onanieren zu viel“ (Röll 2010).

### Zur Konstruktion eines Problems – z.B. Jugendkriminalität

Es ist bemerkenswert, dass gerade die Auseinandersetzung mit auffälligen Jugendlichen die Diskussion darüber befeuert, inwieweit Jugenddelinquenz immer auch ein gesellschaftlich gewolltes und hergestelltes Konstrukt ist. Roland Anhorn weist darauf hin, dass der Begriff des Jugendlichen seit den 1860er-Jahren mit „eindeutig negativer [...] Konnotation“ im Kontext von Jugendstrafvollzug und Jugendfürsorge entsteht (Anhorn 2002, S. 49). Einerseits sind Jugendliche – wie Ariès herausarbeitet – die zu formenden und zu bildenden Objekte der sich immer weiter ausformenden Schule. Gleichzeitig sind sie aber die „gesellschaftlich Unbrauchbaren, die Untauglichen und die straffällig gewordenen“ (Lutz Roth zit. in: Anhorn 2002, S. 49). Diese negative Schlagseite, die dem Jugendbegriff von Anfang an zu eigen ist, konnte er nie wirklich hinter sich lassen, vor allem deshalb, weil Jugendforschung ihren Gegenstand „primär in den Kategorien von (biologischen, entwicklungspsychologischen, sozialisatorischen...) Defiziten und Störungen konzipiert hat und damit im wesentlichen Problemforschung geblieben ist“ (Anhorn 2002, S. 51).

Wird diese defizitorientierte Betrachtung auf ihre Funktion hin befragt, dann kommt schnell das gesellschaftliche Machtgefüge in den Blick, in dem die Definitionsmacht darüber, was Normalität und was Abweichung ist, bei Erwachsenen liegt. Im Kontext der Delinquenzforschung ist bemerkenswert, dass es zum „Etikett Jugendkriminalität [überhaupt] keine Entsprechung in einer Kategorie „Erwachsenenkriminalität“ gibt (Anhorn 2002, S. 54). Das bedeutet, dass der Diskurs über abweichendes Verhalten von Erwachsenen gar nicht mit der gleichen Konsequenz begrifflich angelegt ist, wie die Frage, wo Jugendliche den herrschenden Normen nicht entsprechen. Schon diese Strukturierung des Forschungsbereichs nimmt also in Kauf, dass eine Hermeneutik des Verdachts entsteht, die nahelegt, dass sich Jugendliche abweichend – also wahlweise kriminell, sich verweigernd, krank, aufsässig, impulsgestört, hyperaktiv, beziehungsgestört, medienabhängig, frustriert, unreif etc. etc. – verhalten, zumindest aber so wahrgenommen werden. Sowohl konstruktivistische (z.B. Paul Watzlawick) als auch machttheoretische Überlegungen (z.B. Michel Foucault) haben aber immer wieder darauf hingewiesen, dass sich Themen, die intensiv in den Fokus genommen werden, verändern. Genauer gesagt entstehen Befunde auch deshalb, weil sie vermutet, gesucht und vorausgesetzt werden. Der Konstruktivismus nennt das eine sich selbst erfüllende Prophezeiung. Foucault verweist auf die Verschränkung von Macht und Wissen, die sich gegenseitig hervorbringen. So wie Mediziner spöttisch

---

<sup>2</sup> Übersetzung von Christoph Martin Wieland: „Ich wollte es wäre kein Alter zwischen zehn und drey und zwanzig, oder die jungen Leute müßten diese ganze Zeit über schlafen: Denn es ist doch in diesem Zwischen nichts als, Menschen Kinder machen, alte Leute foppen, stehlen, rauffen“ (Shakespeare 1610/11, 3. Aufzug, 7. Szene – in den gängigen deutschen Übersetzung: 3. Szene)

darauf hinweisen, dass der gesunde Mensch nur schlecht untersucht ist, hat auch der mit der defizit-orientierten Brille wahrgenommene Jugendliche kaum eine reelle Chance, auf die Dauer unauffällig zu bleiben.

Wo Jugend „primär als Defizit und Störung gefasst“ wird (Anhorn 2002, S. 68), droht der Blick auf die Phase des Übergangs zwischen Kindheit und Erwachsenenstatus zu eng zu werden. Der phänomenologische Befund – konkretes Verhalten, aber auch Wünsche und Ideen – steht nicht mehr für sich, sondern er hat sich an Normalitätsfolien zu messen, die ihm möglicherweise gar nicht entsprechen. Und auch auf der Erklärungsebene werden konkurrierende Alternativen vorschnell aus dem Rennen geschlagen – beispielsweise, dass Jugendliche in angemessener Art und Weise anstehende Entwicklungsaufgaben bewältigen, dass sie Konfliktkonstellationen zur individuellen Lösung aufgebürdet bekommen, die eigentlich von der Erwachsenengesellschaft gelöst werden müssten oder dass andere Faktoren wie Armut oder Perspektivlosigkeit viel prägenderen Einfluss auf das gezeigte Verhalten haben, als der Umstand der Jugendlichkeit. Wo aber Befunde nicht mehr möglichst vorurteilsfrei erhoben werden und das Feld der Hypothesenbildung beschnitten wird, dort sind der Fehleinschätzung, dem Labeling und der Verurteilung Tür und Tor geöffnet.

### **Zur Konstruktion eines Problems – z.B. Angst**

Im Bereich der Familienberatung wird der analoge Vorgang einer kollektiven Verdächtigung nicht unter der Chiffre der Delinquenz, sondern unter dem Stichwort der Sorge vorgetragen. Eltern, so der in der narzisstischen Gesellschaft vielstimmig vorgetragene Chorus, haben sich um ihre Kinder zu sorgen. Das Kind sei ein Projekt, von dessen permanenter Optimierbarkeit, aber nicht von dessen problemlosem Verlauf auszugehen sei. Diese „Überbehütung“ und die massenhafte Existenz von „Helikoptereltern“, die ihre Kinder umkreisen und belauern, lassen sich nicht nur aus einer narzisstischen Dynamik heraus erklären.

Ursula März beobachtet, dass wir unseren Kindern nicht mehr trauen (März 2004, S. 15). Aus bindungstheoretischer Sicht wird deutlich, wie intuitives Elternverhalten gesellschaftlich unterminiert wird und der Angst weicht, in der Erziehung irgendetwas falsch zu machen. Heerscharen von Erziehungsratgebern geben Zeugnis von dieser Entwicklung und schlagen gleichzeitig daraus Kapital. Dieser Sog des Misstrauens hat längst Kreise gezogen und die Institutionen in Mitleidenschaft gezogen. Man traut Kindergärten, ErzieherInnen, Schulen und LehrerInnen nicht mehr und man traut ihnen vor allem nicht wirklich zu, gut für die eigenen Kinder zu sein. Die fixe Idee von der perfekten Schule und die verzweifelte Suche der Eltern danach gedeihen gut auf diesem prinzipiellen Argwohn. Wo er auf die eigenen Kinder trifft, werden auch diese argwöhnisch beobachtet und – gerne mit Hilfe von ExpertInnen: ÄrztInnen, BeraterInnen, TherapeutInnen – daraufhin abgeklopft, ob sie allen gängigen Normen entsprechen.

Dieses Misstrauen ist wohl kaum in erster Linie individuell zu verstehen. Sucht man nach einer Außenwahrnehmung zu diesem Thema, so stößt man im angloamerikanischen Sprachgebrauch auf den Begriff der „German Angst“. Bereits „Angst“ selbst ist ein Germanismus, der in der englischen Sprache Eingang gefunden hat. Wird diese Angst als „German Angst“ präzisiert, beschreibt sie eine unspezifische Furcht vor der Zukunft, eine Mischung aus Grübeleien und Mutlosigkeit, das ständige Rechnen mit der Katastrophe oder auch die lautstark zur Schau gestellte und politisch benutzte Angst (Herzinger 2005). Insbesondere Sabine Bode war es, die die Diskussionen in ihrem Buch „Die deutsche Krankheit – German Angst“ (Bode 2008) aufnahm und bündelte. Kernthese darin ist, dass das unverarbeitete Erbe der NS-Vergangenheit, des zweiten Weltkriegs und der Nachkriegsjahre in

Deutschland zu einer Atmosphäre der Resignation geführt hat, die sich am besten in Kategorien der Traumatisierung verstehen und beschreiben lässt. Kollektive und transgenerational weitergegebene Traumatisierung führen dazu, so Bode, dass Angstthemen in Deutschland immer auf ein offenes Ohr treffen, dass Menschen dazu neigen ihre Sorgen irrational zu überhöhen und dass so etwas wie ein Klima der Besorgnis und Verunsicherung entstanden ist.

Ob diese Entwicklung wirklich (nur) für Deutschland spezifisch ist, sei an dieser Stelle dahingestellt. Auch die Frage, ob sich diese allgemeine Besorgnis monokausal und ausschließlich aus dem historischen Erbe aus dem letzten Jahrhundert herleiten lässt und wie machtvoll und einflussreich sie wirklich ist. Fakt ist, dass Angst ein prägendes Lebensgefühl ist, das im therapeutischen Alltag kontinuierlich begegnet. Fakt ist auch, dass Erziehungsentscheidungen nicht selten in einem übermäßig besorgten Klima diskutiert und getroffen werden. Eltern, die Angst haben, ihre Kinder könnten ihre Zukunftschancen verspielen, weil sie gerade nicht funktionieren, weil sie nicht die erwartete Leistung bringen oder weil sie Entwicklungsaufgaben nicht völlig problemlos bewältigen, sind eine relevante Gruppe unter den Ratsuchenden, die sich an Familienberatungsstellen wenden. Auch hier kann mit guten Gründen zurück gefragt werden, ob der eigentlich indizierte Weg nicht wäre, an den Ängsten der Eltern zu arbeiten, oder zu verstehen, warum im Erziehungsbereich so große Verunsicherung um sich greift, statt Probleme zu individualisieren und sie den Kindern zuzuschreiben.

## Die Lust an der Katastrophe

Der Psychologe, Soziologe und Psychoanalytiker Martin Dornes macht sich in seinem neuesten Buch „Die Modernisierung der Seele“ auf, um anhand empirischer Studien zu überprüfen, ob der „psychische Apparat“ in der Moderne wirklich so sehr aus den Fugen gerät, wie unterschiedliche Katastrophenszenarien das heute nahelegen (Dornes 2012, S. 11f.). Nachdem er an unterschiedlichen Punkten aufzeigt, dass sich die Sachlage auch deutlich gelassener lesen lässt, wirft er die Frage auf, warum „Katastrophenszenarien [dann trotzdem] so weit verbreitet sind“ (Dornes 2012, S. 244). Sigmund Freud hat bereits in seinem Aufsatz über „Das Unheimliche“ (Freud 1919) das Thema der Vermischung zwischen Furcht und Faszination aufgeworfen, das in der analytischen Tradition dann vielfach aufgegriffen wurde, insbesondere von Michael Balint, der darlegte, dass sich Furcht, Wonne und Hoffnung zu einer Melange verbinden können, die er Angstlust oder Thrill nennt (Balint 1999, S. 21). Neben dieser Lust an der Katastrophe gibt es in den skizzierten Jugenddebatten auch einen großen Teil, der so zu verstehen ist, dass sich die Elterngeneration durch kritisch gefärbte Rede entlastet und aufwertet. In analytischer Diktion würde man dies als projektiven Prozess beschreiben. Es ist Dornes Verdienst, dass er in seinem Kapitel über die Katastrophenszenarien unterschiedlichste Faktoren zusammengetragen hat, die dazu führen können, dass aus kritischer Reflexion überzogener Alarmismus wird (vgl. dazu Dornes 2012, S. 244-251):

- Es gibt heute eine ungleich höhere Sensibilität für Problemszenarien, als dies früher der Fall war.
- Die Bereitschaft sich mit Vorläufigem und Imperfektem zu begnügen ist gesunken. An die Stelle sind die Vorstellungen von permanenter Optimierung und prinzipieller Optimierbarkeit getreten.
- Statistische Daten werden oft wenig professionell gelesen. Nicht alles, was auf den ersten Blick plausibel erscheint, lässt sich auch wirklich aus einer Statistik herauslesen.

- Die mediale Berichterstattung, in der nur „bad news good news“ sind und Nachrichten stets personalisiert werden, trägt ihren Teil bei. Insbesondere „spektakuläre Einzelfälle“ erhalten dadurch zu hohes Gewicht (Dornes 2012, S. 246).
- Es gibt eine Diskrepanz zwischen Forschungsbefunden und Laienperspektive. Während Jugendforschung die heutige Generation mit der „Trias von Vertrauen, Verantwortung und Verlässlichkeit“ charakterisiert, können diese Einschätzungen gesellschaftliche Verfallsszenarien kaum relativieren (Dornes 2012, S. 247).
- Der Altersabstand zwischen Erwachsenen und Jugendlichen führt zu einer systematischen Wahrnehmungsverzerrung (vgl. oben Sens Rede von der positionierten Objektivität).
- Es gibt in der Diskussion einen auffälligen Verzicht auf Daten aus der eigenen Jugend der Erwachsenen. Die Erinnerungen an die eigene Jugend werden nicht dazu genutzt, heutiges Geschehen zu entdramatisieren.
- Ein partnerschaftlicher Erziehungsstil macht de facto mehr Arbeit und Auseinandersetzungen nötig, die es in einem autoritären Umfeld nicht geben musste.
- Positiv gelesen ist die „allgemeine Besorgnisbereitschaft“ sozialintegrativ und Ausdruck von positiver Sorge im Sinne von Präsenz und Versorgungsbereitschaft.

„Summa summarum spricht einiges dafür, dass die Probleme, die wir heute haben, [...] vor allem anders geworden sind. Die Andersartigkeit kann man in Kurzform dahingehend zusammenfassen, dass heutige Kinder und Jugendliche [...] damit beschäftigt sind, von den Freiheiten, welche die modernisierte Erziehung und die pluralisierte Gesellschaft mit sich gebracht haben, verantwortungsvoll Gebrauch zu machen“ (Dornes 2012, S. 251).

## Wenn Kinder- und Elterninteressen nicht mehr zusammenpassen

Bisher war von drei strukturellen Veränderungen und Rahmenbedingungen die Rede, die den gesellschaftlichen Platz der Kinder relativieren und so zu Risikofaktoren für kindliche Befindlichkeit und Entwicklung werden können. Die kindzentrierte Familie hat in der Moderne plausible und vielfach realisierte Alternativen neben sich. Kinder können als Hoffnungsträger überfrachtet werden. Und wenn wir zu negativ über die „Jugend von heute“ denken, dann behindern und beschneiden wir kreative Entwicklungsräume, anstatt sie zu eröffnen. Neben dieser „gesellschaftlichen Großwetterlage“ gibt es punktuelle Ereignisse, die das gesicherte Umfeld eines Kindes sehr prinzipiell in Frage stellen können. Eines dieser Ereignisse, das in Deutschland längst zur Normalität geworden ist, ist die Trennung der Eltern. Trennungsdynamik, das Erleben der Kinder und Trennungsfolgen wurden vielfach beschrieben (Literatur in Hutter 2012a; 2013). Ich möchte hier einen Mechanismus herausgreifen, der noch einmal den strategischen Ort der Kinder in den Fokus der Aufmerksamkeit stellt: Die Verbündung der Erwachsenen gegen die Kinder. Getrennte Eltern sind in der Beratung immer wieder schockiert und erbost, wenn ihnen vor Augen geführt wird, dass sie sich an dieser Stelle gegen ihre Kinder verbünden. Kaum etwas widerspricht der gefühlten Realität der Eltern mehr. Und doch liegen die Interessen der streitenden Erwachsenen im Trennungsgeschehen viel näher beieinander als die Interessen jedes Elternteils mit dem Kind.

**„Illusion der Unbetroffenheit“ versus Betroffenheit:** Kommt es zu der Entscheidung für eine Trennung, ist nichts verständlicher als die „Hoffnung, es möge den Kindern nicht allzu viel ausmachen“. Dies gilt umso mehr, als „es wohl keine Scheidung gibt, die nicht auch schwere Schuldgefühle bei liebenden Eltern auslösen würde“ (Figdor 1998, S. 20). Sind die Eltern nicht in der Lage, sich damit

auseinanderzusetzen, dann entsteht das, was Figdor als „Illusion der Unbetroffenheit“ beschrieben hat: die für Eltern entlastende Annahme, dass die Kinder unter der Trennung schon nicht so sehr leiden würden. Provokativ formulieren Wallerstein und ihre Kolleginnen: „Um die Wahrheit zu sagen (und es ist keine Wahrheit, die die Menschen gerne hören): Den Eltern ist dringend daran gelegen, dass ihre Kinder sich in die Dinge fügen und ihnen nicht etwa Schwierigkeiten machen“ (Wallerstein, Lewis & Blakeslee 2002, S. 288). Schon ein erster Blick auf die Kinder lässt erahnen, dass die „Illusion der Unbetroffenheit“ vor allem dies ist: eine Illusion. „Kinder jedweden Alters, die nach dem Schlimmsten befragt wurden, was sie sich im privaten Umfeld vorstellen können, nennen die Scheidung der Eltern unmittelbar nach dem Tod eines Elternteils“ (Butz & Boehnke 1999, S. 171).

**Scheidung als Lösung vs. Scheidung als Problem:** Aber kann eine Trennung überhaupt ein adäquates Mittel sein, eine verfahrenere Familiensituation zu klären? Aus Sicht der Erwachsenen ist diese Frage relativ leicht zu beantworten. Sicherlich ist es aus ihrer Perspektive möglich, eine Trennung als Ausweg aus einer unerträglichen Paarsituation zu verstehen. Doch wieder verändert der Rollentausch mit dem Kind das Bild. Für fast alle gemäßigten Trennungsverläufe gilt, dass „viele Erwachsene, die sich in einer sehr unglücklichen Ehe gefangen sehen, überrascht [wären] zu erfahren, dass ihre Kinder vergleichsweise zufrieden sind“ (Wallerstein, Lewis & Blakeslee 2002, S. 26). Außerdem bewerten Kinder die Chancen einer Trennung weit zurückhaltender als Erwachsene das tun. Bei einer 1999 in Deutschland durchgeführten Erhebung gaben lediglich zehn Prozent der Scheidungskinder an, über die Trennung erleichtert zu sein (Butz & Boehnke 1999, S. 227). Wallerstein, Lewis und Blakeslee kritisieren die Gedanken, dass „die Scheidung der Eltern die Kinder automatisch [...] erlöst“ und dass, „wenn die Eltern glücklicher sind, auch die Kinder glücklicher sein werden“, als zwei der „gehätschelten Mythen“ unserer elternzentrierten Scheidungskultur. Marquard nennt es schlicht ein irreführendes Resultat der Definitionshoheit der Erwachsenen, dass für die Kinder gut sein soll, was für die Erwachsenen gut ist (in: Brinck 2006).

**„Ich schaff' es ohne...“ versus „Es geht nicht ohne...“:** Oftmals diametral entgegengesetzt ist die Einschätzung der Eltern und der Kinder auch dann, wenn es darum geht, die Bedeutung des abwesenden Elternteils zu beschreiben. Unmissverständlich formulierte eine Mutter während einer Beratung: „Ich hab' mich doch nicht scheiden lassen, um ihn jetzt andauernd zu treffen“. Demgegenüber stand der Wunsch des Sohnes nach möglichst häufigen Kontakten mit dem Vater. Immer wieder steht nach einer Trennung die Frage im Raum, ob es ohne den anderen geht oder nicht. Auf der Paarebene liegt es nahe, den Beweis anzutreten, dass man einen eigenen autonomen Lebensstil gefunden hat und weder auf die Unterstützung noch auf die Nähe des Expartners angewiesen ist. Wiederum beziehen die Kinder eine konträre Position: Sich von einem Elternteil zu trennen ist weder wünschenswert noch plausibel. Wenn die Trennung schon gesetzt wird, dann soll wenigstens spürbar sein, dass die Ressourcen und Themen des fehlenden Elternteils ihren Raum bekommen.

**Neuanfang versus Kontinuität:** Eine weitere grundsätzliche Differenz zeigt sich im Umgang mit dem biografischen Bruch der Trennung. Aus Sicht der Erwachsenen spricht vieles dafür, den Bruch als so fundamental zu verstehen, dass er das Leben in zwei Teile teilt, die sich in hohem Maße voneinander unterscheiden. „Vor der Trennung war alles anders!“ Das bedeutet für viele Geschiedene, dass die Trennung einen radikalen Neuanfang markiert und markieren soll. Kontakte, Lebensgewohnheiten, Rituale und Routinen werden gekappt, um diesen Neuanfang zu ermöglichen. Die Kinder übernehmen derweilen die innere Anwaltschaft für die Kontinuität. Ihr Bedürfnis ist es, so wenig wie möglich zu verändern und die beiden Lebenshälften so gut dies geht zusammenzuhalten und zu integrieren. Dabei geht es um vertraute Orte ebenso wie um vertraute Personen und Abläufe.

**Ruhe und Selbstsorge versus Versorgungswünsche:** Figdor bringt es präzise auf den Punkt: „Was eine geschiedene Mutter, die durchschnittlich unter ihrer Trennung leidet, in dieser Zeit wirklich brauchen würde, wäre ein völlig komplikationsloses Kind, das möglichst selbständig ist, möglichst wenig an Einfühlung, Verständnis und Geduld braucht, bis die Mutter wieder so weit ist, dass sie ihm das alles geben kann“ (Figdor 1998, S. 26). Denn die Trennung ist ja nicht nur für die Kinder, sondern ebenso für die Eltern eines der belastendsten kritischen Lebensereignisse, das ihnen in ihrer Biografie begegnen kann. Das bedeutet auch, dass sie oft völlig von den Belastungen absorbiert sind, die die Trennung mit sich bringt. Dabei beschreiben Wallerstein et al. keine kurzfristigen Anpassungsprozesse, sondern sie beschreiben, dass die Versorgungsbedürfnisse der Kinder und die Möglichkeiten und Wünsche der Eltern häufig noch viele Jahre nach der Scheidung auseinanderklaffen (Wallerstein, Lewis & Blakeslee 2002, S. 17, 32, 188). Aber auch was die Kinder in der Zeit der Trennung brauchen, ist klar: Sie brauchen Eltern, die so selbstlos, einfühlsam, geduldig und verwöhnend sind, wie sie es bisher noch nie sein mussten (Figdor 1998, S. 26).

Diese Überlegungen haben durchaus exemplarischen Charakter, weil die Belastung von Kindern durch elterliche Problemlagen oder familiäre Konflikte hinter einem Viertel aller Anmeldungen im Jugendhilfesystem stehen (für NRW waren dies 2012 24,8 Prozent; [www.destatis.de](http://www.destatis.de)). Für den Gesundheitsbereich sind ähnliche Auswirkungen zu erwarten. Belastete Erwachsene, die sich um Kinder oder Jugendliche kümmern wollen/sollen, sind ein ganz normales Phänomen. Für sie alle ist es eine bleibende Herausforderung, die eigenen Wünsche, Deutemuster und Pläne trotz ihrer dominierenden Machtposition nicht gegen die Kinder durchzusetzen.

## Das Kind als Zielgruppe

### Zielgruppe Kind?

Ganz anders als bei projektiven Prozessen, die kindliche Lebenswelten nutzen um Hoffnungen oder Konflikte der Elterngeneration auszuagieren, werden Kinder belastet, wo sie sich im Visier privatwirtschaftlicher Interessen wiederfinden und unter Einsatz massiver Forschungs- und Werbemittel als „Markt“ erschlossen werden. Dabei ist schon die Behauptung, Kinder würden beworben, juristisch anstößig, weil geltendes Deutsches Recht ist, dass sich Werbung nicht direkt an Minderjährige richten darf. Dies ist unter anderem im Deutsche Welle Gesetz (DWG §10), im Gesetz über unlauteren Wettbewerb (Anhang zu §3 Abs.3 UWG; Nummer 28) oder in den Verhaltensregeln des Deutschen Werberates geregelt. Die unmissverständliche Antwort auf diese Gesetzeslage ist beispielsweise ein Workshop zu Kinder-Werberegeln, der vom Zentralverband der deutschen Werbewirtschaft im September dieses Jahres in Berlin ausgerichtet wird. Im Ausschreibungstext ist zu lesen, dass es zu einer „sachgerechten Auslegung“ des „freiwilligen Regelwerks“ wichtig ist, eine an Kinder gerichtete „Aufforderung zum Konsum“ von einem „zulässigen Hinweis auf eine konkrete Kaufmöglichkeit“ zu unterscheiden (ZAW 2014b). Angesichts dieser sophistischen Wortklauberei gibt es gute Gründe, mit Elisabeth Raether und Tanja Stelzer zu der Einschätzung zu kommen, dass der deutsche Staat seine Kinder nicht angemessen schützt. Er organisiert ein weitgefächertes Schutzprogramm, das vom Fahrradhelm bis zu regelmäßigen U-Untersuchungen reicht, aber die Unternehmen haben fast völlig freie Hand, wenn es um die Verführung Minderjähriger und sogar der kleinsten Kinder geht (vgl. Raether & Stelzer 2013, S.15).

Vielleicht ist es möglich, für einen Moment Abstand von der allgegenwärtigen Konstruktion der Kinder als Konsumenten, Markt und Kapitalträger zu gewinnen, wenn man sich vor Augen führt, dass



diese Belagerung und Kolonialisierung der kindlichen Lebenswelt nicht immer selbstverständlich war. Erst 1972 legte das Institut für Jugendforschung der Roland Berger Gruppe eine erste Studie zur Kaufkraft von Kindern vor. Die Soziologin Christine Feil vom Deutschen Jugendinstitut weist darauf hin, was diese Untersuchung für ein Tabubruch war, „weil sie bedeutete, Kinder aus der Familie als Wirtschaftsverband herauszulösen, sie individualisierend als eigenständige Konsumenten neben Vater und Mutter anzuerkennen. Selbst von den Fachzeitschriften des Marketings wurde dieses Verfahren kritisch als Einbruch des Markts in das Kinderzimmer gesehen, weil das Kind als ernstzunehmender Konsument dem auch in der Wirtschaft vorherrschenden konservativen Familienbild widersprach“ (Feil 2004, S. 44). In der Folge dieser und ähnlicher Studien kam es aber ab Mitte der 1980er Jahre, befeuert durch das Medium Fernsehen, das eine erfolgreiche Kommunikation mit Kindern ermöglichte (Heinz Hengst zit. in: Feil 2004, S. 44), zu einem „Siegesszug der Kindermarktforschung“ (Brigitte Melzer-Lena zit. in: Feil 2004, S. 44). Einen wichtigen Schritt auf diesem Weg markierte James McNeal, der 1992 das Buch „Kids as Customers“ veröffentlicht hat. Der Untertitel lautet: „Ein Handbuch für das Marketing für Kinder“.

### Kinder als dreifacher Markt

Heute sind Kinder längst als dreifacher Markt identifiziert und bewirtschaftet (vgl. zum Folgenden: Feil 2004, S. 41)

- Kinder bilden einen „Gegenwartsmarkt“ (Hengst zit. in: Feil 2004, S. 41), auf dem ihre direkte Kaufkraft abgeschöpft wird. Das Institut für Umweltkommunikation der Universität Lüneburg gibt auf ihrer Seite [konsumkultur.de](http://www.konsumkultur.de) als derzeit verfügbares Jahreseinkommen der 15- bis 20-Jährigen 17,7 Milliarden Euro an ([www.konsumkultur.de](http://www.konsumkultur.de)). Der Zentralverband der deutschen Werbewirtschaft rechnet vor, dass jedes Kind täglich 92 Cent zur Verfügung hat und analysiert, wofür es dieses Geld ausgibt (ZAW 2014a). So unterschiedlich die in dieser Diskussion vorgelegten Zahlen auch sein mögen, es bleibt der Konsens, dass es sich hier um einen riesengroßen Markt handelt.
- Kinder haben großen Einfluss auf die Kaufentscheidungen ihrer Eltern oder anderer nahestehender Personen wie der Großeltern. Diesen Sektor nennt man den „Multiplikatorenmarkt“ (Hengst zit. in: Feil 2004, S. 41). Darunter fällt auch die provozierte Auseinandersetzung zwischen Kindern und ihren Eltern, wenn sie vor der Supermarktkasse mit Süßigkeiten oder kleinen Spielsachen konfrontiert werden. Bei Kindern, mit ihren noch wenig ausgereiften Möglichkeiten der Filterung und der Impulskontrolle, führt dies mehr oder weniger zwangsläufig zu Quengeleien. In der Werbebranche hat dieser Vorgang einen eigenen Namen und er ist klar beziffert: Eltern geben auf diesem „Naggingmarkt“ in Deutschland jährlich geschätzte 70 Milliarden Euro aus, „weil sie von ihren Kindern vollgequengelt werden“ (Raether & Stelzer 2013, S.16). Aber der Multiplikatorenmarkt, auf dem die indirekte Kaufkraft der Kinder abgeschöpft wird, geht weit über die Quengeleien an der Kasse hinaus. Von der Festlegung des Urlaubsziels, über die Wahl der Möbel und die Aufstellung des Speiseplans, bis hin zu Fragen des Autokaufs hat das Wort der Kinder Gewicht.
- Schließlich bilden Kinder einen „Zukunftsmarkt“ (Hengst zit. in: Feil 2004, S. 41), auf dem es für die Werbewirtschaft darum geht, möglichst frühzeitig Kundenbindung aufzubauen und so langfristig die „zukünftige Kaufkraft“ (Zanger & Griese zit. in: Feil 2004, S. 41) der Kinder zu realisieren. Aufgrund der langen Zeitperspektive, während der Gewinne erwartet werden können, wird immer jüngeren Kindern und Jugendlichen unter Einsatz immenser finanzieller Beträge beigebracht, sich über Lifestyle, Konsum und Statussymbole zu definieren. Dabei

spielt den Anbietern in die Karten, dass sich Kinder stärker als andere Altersgruppen über ihren Konsumstil definieren und sich gerade in der Kindheit eine starke Markenbindung anlegen lässt ([www.konsumkultur.de](http://www.konsumkultur.de)).

## Strategien der Kolonialisierung

Seit Kinder als Zielgruppe entdeckt wurden, werden ihre Lebenswelten auf vielfältige Art und Weise kolonialisert. Zu den Strategien gehört, die Welt der Kinder mit Werbebotschaften zu überschwemmen, gleichgültig ob dies offen oder beispielsweise durch Produktplacement geschieht. Werbung ist allgegenwärtig. Manfred Spitzer schätzt, dass wir täglich mit dreitausend Werbebotschaften konfrontiert werden (Spitzer 2005, S. 93). Bezogen auf das für das Kinder- und Jugendmarketing so wichtige Fernsehen geht man davon aus, dass in Amerika ein Kind ca. 20000 Werbespots pro Jahr sieht. In diesen Markt fließen große Summen der Konzerne. Die deutsche Nahrungsmittelindustrie gibt beispielsweise von ihrem Werbebudget – knapp drei Milliarden Euro pro Jahr – ein Viertel dafür aus, Süßigkeiten zu bewerben, die zu einem großen Teil von Kindern konsumiert werden sollen (Raether & Stelzer 2013, S.15). Der Effekt dieser andauernden Werbeflut ist, dass ein zehnjähriges Kind bereits 300 bis 400 Markennamen kennt (Raether & Stelzer 2013, S.15).

Diese direkte Werbung ist nur eine erste Stufe. Ziel der Werbebranche ist es, in die kindliche Welt wirklich einzudringen und diese mit den eigenen Produkten zu besetzen. In akribischer Kleinarbeit schaffen es die Hersteller, zwei der zentralen kindlichen Rituale – Essen und Geschichtenerzählen – zu kolonialisieren und sie zu kommerzialisieren. Die Helden der Kindheit werden Werbeträger (Shaun das Schaf Kekse, Prinzessin Lillifee Tortendekoration etc.) oder, noch perfider, die Werbefiguren selbst biedern sich als Spielkameraden an – das Internet bietet hier ungeahnte Möglichkeiten – und werden so allgegenwärtig in der kindlichen Lebenswelt (wie Chip der Wolf, der Held der Cookie Crisps) (vgl. Raether & Stelzer 2013, S.15). Ganz im Sinne dieses Kinder-Marketings startete die Deutsche Bahn eine eigene Kinder-PR mit Oli und seiner Schwester Heike. Synergien gut ausnutzend wurden 200000 Exemplare des Pixibuches „Oli fährt Bahn“ verteilt. Daneben wurde die Internet-Figur Danny entwickelt, die dort den Kids die Bahn erklärt und sie durch die Bahn-Online-Welt begleitet – z.B. zu ICE-Commander-2, einem Spiel, bei dem man selbst Züge der Deutschen Bahn steuern kann.

Selbst in scheinbar werbefreien Räumen, wie Kindergarten und Schule, sind Kinder dem Zugriff der Marken ausgesetzt. „Sie produzieren in der ‚mobilen Schokowerkstatt‘ von Ritter Sport ihr eigenes Schokoquadrat“ oder lernen „wichtige Fakten“ mit Hilfe von Arbeitsblättern, die von Capri-Sonne oder Dr. Oetker entwickelt wurden (vgl. Raether & Stelzer 2013, S.15). Die Deutsche Schulmarketing Agentur DSA, die seit 1997 systematisch Schulmarketing betreibt, wirbt auf ihrer Homepage, dass sie als Zielgruppe 14 Millionen Schüler, 2 Millionen Studenten, eine Million Lehrer und 14 Millionen Eltern im Blick hat. Sie bietet vom Kindergarten bis zur Hochschule spezifische Strategien an, um den „pädagogischen Bildungsauftrag erfolgreich mit den Interessen privatwirtschaftlicher Partnerunternehmen“ zu verknüpfen ([www.dsa-youngstar.de](http://www.dsa-youngstar.de)). „Längst stellen zahllose Marken auf ihren Websites kostenlos Lernmaterial zur Verfügung“. Dass diese Angebote für LehrerInnen attraktiv sind, liegt auf der Hand. Fatalerweise werden dadurch aber sämtliche staatlichen Schutzmechanismen umgangen. „Es liegt allein in der Verantwortung der Lehrer, zu erkennen, wann die Grenze zur Produktwerbung überschritten ist“ (Raether & Stelzer 2013, S.17).

Schließlich setzt die Werbewirtschaft immer auch auf Lobbyarbeit und die gezielte Unterminierung von Kinderrechten und dem Schutz der kindlichen Lebenswelten. Ein klassisches Beispiel dafür ist,

dass der „Bund für Lebensmittelrecht und Lebensmittelkunde (BLL), der Spitzenverband der deutschen Ernährungswirtschaft [2004 verhindert hat], dass die Europäische Kommission ein Gesetz zur Regulierung von Kinderwerbung verabschiedet“. Das gleiche Schicksal ereilte 2010 die Einführung der sogenannten Lebensmittelampel, „eine[r] farbliche[n] Kennzeichnung des Salz-, Zucker- und Fettgehalts auf den Verpackungen“. Als „Meisterwerke des neuen Lobbyismus“ bezeichnen Raether und Stelzer zynisch die Plattform Ernährung und Bewegung (PEB) die sich um die Prävention von Gewichtsproblemen bei Kindern und Jugendlichen kümmern soll. Zu den Mitgliedern gehören u.a. Danone, Mars, Coca-Cola, Ferrero, Capri-Sonne und McDonald's“. Für einen Jahresbeitrag von 25000 Euro präsentieren sich diese Firmen hier als guter Ernährung verpflichtete Partner der Politik und der Kindergesundheit und dem „Gemeinwohl verpflichtete gesellschaftliche Akteure“ (Raether & Stelzer 2013, S.16f.).

Wie erfolgreich all diese Strategien greifen, zeigt der Umstand, dass nicht nur die kindlichen Lebenswelten, sondern auch unsere Wahrnehmung dieser Welten aus der Perspektive, mit den Vorannahmen und dem Instrumentarium der Konsumforschung vorstattengeht. Feil merkt an, dass es kaum eine eigenständige pädagogische oder soziologische Forschung zu der Frage gibt, wie Kommerzialisierung die kindlichen Lebenswelten prägt und verändert. „So sieht es zurzeit danach aus, als blieben die Ergebnisse der Marktforschung weiterhin bestimmend für unser Bild von den eigenen materiellen Ressourcen der Kinder, vom Umgang der Kinder mit ihnen und von der Bedeutung des Konsums im Alltag der Kinder“ (Feil 2004, S. 45).

## Armut

Ein zweites ökonomisches Thema, das den Platz von Kindern strukturell massiv gefährdet, ist Armut. Die differenzierten Diskussionen, die sich um Probleme der Kinderarmut ranken, können an dieser Stelle nicht einmal annähernd vorgetragen werden. Dennoch ist es wichtig, das Thema in einer soziodramatischen Analyse zu benennen, weil es erstens eine enge Verzahnung zwischen ökonomischer Situation und psychischer Befindlichkeit gibt und weil zweitens dieser Aspekt trotz aller Aufklärungsversuche bei der psycho-sozialen Einschätzung kindlicher Lebenslagen immer noch zu oft außer Acht bleibt.

In der Studie „Reiche, kluge, glückliche Kinder?“ dokumentiert das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen (UNICEF) die ökonomische Lage von Kindern in Deutschland für das Jahr 2013. Obgleich Deutschland eines der reichsten Länder der Welt ist, wird auch hier Kinderarmut nicht einmal annähernd vermieden. Im OECD-Vergleich liegt Deutschland, die Kinderarmut betreffend, lediglich im Mittelfeld. „Eine Längsschnittanalyse ergab, dass zwischen 2000 und 2010 rund 8,6 Prozent der deutschen Kinder und Jugendlichen langfristige Armutserfahrungen gemacht haben. Die meisten von ihnen (6,9 Prozent) lebten zwischen 7 und 11 Jahre lang in einem Haushalt, der mit weniger als 60 Prozent des Durchschnittseinkommens auskommen musste. 1,7 Prozent aller Heranwachsenden wuchsen 12 bis 17 Jahre unter diesen schwierigen Bedingungen auf“ (UNICEF 2013). Der Blick auf die lange Dauer der prekären Lage ist deshalb so wichtig, weil Armutssituationen, die länger als ein Drittel der Kindheit andauern, besonders fatale Auswirkungen auf die betroffenen Kinder haben. Diese Auswirkungen sind unter anderem eine schwindende Lebenszufriedenheit, Perspektivlosigkeit, schlechtere Bildungschancen, beeinträchtigte Gesundheit, erhöhtes Risikoverhalten, Segregation (die Entmischung der Wohnbevölkerung, die beispielsweise zur Entstehung armer und reicher Stadtteile führt) und Anfälligkeit für delinquentes Verhalten.

Das Risiko, als Kind von Armut betroffen zu sein, ist nicht gleich verteilt. Ein deutlicher Risikofaktor ist es, im Haushalt von Alleinerziehenden zu leben. Das Statistische Bundesamt gibt hier für das Jahr 2011 ein Armutsrisiko von 38,8 Prozent an (2008: 37,5 Prozent / 2009: 43,0 Prozent / 2010: 37,1 Prozent; [www.destatis.de](http://www.destatis.de)). Der UNICEF-Bericht verweist auf die bereits Ende der vierten Klasse signifikanten Leistungsrückstände in Mathematik und Naturwissenschaften, die bei Kindern von Alleinerziehenden auffallen. „Die Ursachen liegen jedoch nicht in der Familienform, sondern sind vor allem [auf den] sozialen und ökonomischen Hintergrund der Familie [zurückzuführen]. Alleinerziehende sind häufiger arbeitslos und schlecht ausgebildet“ (UNICEF 2013).

Wenn Moreno sagt, dass eine wahrhaftige Kommunikation der Anfang jeder ernsthaften Auseinandersetzung und Veränderung ist („truth is the beginning“; Moreno 1964, S.107), dann gilt dies auch für die Frage nach Armut und Reichtum. Hier fällt ins Auge, dass die UNICEF für das Jahr 2009 eine Kinderarmutsquote von 18,6 Prozent angibt, während der 4. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung – dem auch an anderen Stellen Schönfärberei vorgeworfen wurde – eine drei Prozent niedrigere Quote von lediglich 15,6 Prozent ausweist.

## Kontrapunkt und Themen

### Kompetent und verletzlich

Wer sich mit den problematischen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen beschäftigt, die Familien, Eltern wie Kindern, heute das Leben schwer machen, der sollte Martin Dornes Buch „Die Modernisierung der Seele“ (Dornes 2012) lesen, von dem oben bereits die Rede war. In seiner engagierten und materialreichen Studie stellt er sich einer großen Zahl von psycho-sozialen und medizinischen Themen, die gesellschaftlich warnend besprochen werden. So ist von Narzissmus die Rede, von ADHS und Burnout, von Scheidungszahlen und Scheidungsfolgen, von Erziehungsunsicherheit und Körperkult und von vielen anderen Brennpunkten gesellschaftlicher Diskussionen. So konsequent Dornes eines der Themen nach dem anderen aufwirft, so unbeirrt legt er sie auch wieder ad acta. Entweder die empirischen Befunde dazu erscheinen ihm nicht belastbar genug, oder historische Vergleichszahlen zeigen, dass Themen keineswegs so neu sind, wie in den Debatten suggeriert wird. Entweder die absoluten Zahlen von Phänomenen sind so klein, dass das Thema als Randnotiz relativiert werden kann, oder ihre positiven Seiten scheinen ihm so gewichtig und in den Diskursen unterbelichtet, dass sich aufgeschreckte Einschätzungen so nicht halten lassen, wie sie vorgetragen werden. Dornes Buch ist eine hochkarätige Mahnung, nicht in Kulturpessimismus, Alarmismus und einseitige Pathologisierungen zu verfallen. Sein letzter, auf eine einzelne Theorie gemünzter Satz, dass seine positive Einschätzung der Sachlage „nur noch begrenzt wissenschaftlich begründbar und in erheblichem Umfang vom persönlichen Temperament und individuellen Vorlieben abhängig“ ist (Dornes 2012, S. 429), muss aber wohl als Lesehilfe für sein ganzes Buch zur Hand gegeben werden. Wenn Dornes an manchen Stellen davon spricht, dass sich in der Moderne eine für Kinder „insgesamt ambivalente Entwicklung“ abzeichnet, die von Chancen und Freiräumen ebenso geprägt ist wie von „größerer Verletzlichkeit“ (Dornes 2012, S. 100), dann wird deutlich, dass er aktuelle gesellschaftliche Konfliktlinien durchaus auch in ihrer Konflikthaftigkeit wahrnimmt. Auch wenn er darauf hinweist, dass das moderne „postheroische“ Subjekt mit seiner „aufgelockerten psychischen Grundkonfiguration“ heute primär in sich selbst seinen Halt findet und „deshalb von Entgleisungen und Selbstformierungs(über)anstrengungen“ bedroht ist (Dornes 2012, 350f.), bewegt er sich in größerer Nähe zu den Theorien, die kritisch Phänomene gesellschaftlichen Wandels beschreiben, als es seine Abgrenzungs-

bemühungen gegen deren Diktion und Argumentationslinien vermuten lassen. Insofern ist Dornes Buch nicht mehr und nicht weniger als ein willkommenes und notwendiges Korrektiv kritischer Gesellschaftsanalyse. Ein Korrektiv aber eher der Sprache und des Gestus als der problematisierten Inhalte. Seiner Kernthese, dass die Psyche des modernen Menschen, den er den „postheroischen“ Menschen nennt, weil er seine Impulse und Veränderungswünsche nicht mehr „heroisch“ unterdrücken muss, gleichzeitig freier und labiler und das Leben gestaltbarer und verletzlicher geworden ist, ist zuzustimmen (Dornes 2012, 318-326). Das enthebt uns nicht der Aufgabe, die heute wichtigen Vulnerabilitäten der kindlichen Seele und ihre Abhängigkeit von gesellschaftlichen Entwicklungen präzise zu beschreiben. In den bisherigen Ausführungen ist deutlich geworden, wann der Ort der Kinder bedroht ist, nämlich immer dann, wenn sie zum Spielball werden, wenn Interessen der Erwachsenenengesellschaft mit den Kinderinteressen kollidieren. Die Machtverhältnisse sind dann so eindeutig zugunsten der Erwachsenen ausgeprägt, dass die Kinder im freien Spiel der Kräfte zwangsläufig in eine defensive und unterlegene Position kommen.

- Wo Paare und Singles auf der Suche nach dem eigenen Glück sind, kann es Kindern zum Verhängnis werden, dass sie dem Leben der Eltern zwar Sinn geben, kurzfristig aber eher für emotionale Intensität als für dauernde Glücksgefühle stehen.
- Wo Kinder die Sehnsüchte von Erwachsenen erfüllen sollen, dort kann die Frage, welche Herzenswünsche sie selbst haben, leicht in den Hintergrund treten.
- Wo die Gesellschaft zu negativ über ihre Kinder und Jugendlichen denkt, können Scheitern und Probleme zu sich selbst erfüllenden Prophezeiungen werden.
- Wo Eltern aufgrund massiver Eigenproblematik sehr mit sich selbst beschäftigt sind, verwechseln sie kindliche Interessen oft mit den eigenen bzw. sie sehen sich selbst nicht mehr in der Lage, die Interessen ihrer Kinder angemessen zu berücksichtigen.
- Wo Kinder als Marktpotential definiert und angesprochen werden, können sie sich gegen die damit verbundene Kolonialisierung aufgrund fehlender Schutzmechanismen und fehlender Erfahrung kaum wehren.
- Und wo Kinder arm sind, nimmt dies unmittelbar Lebens- und Entwicklungschancen, besonders dann, wenn sie es in einer sehr reichen Gesellschaft sind.

## Rahmenbedingungen

Diese sechs Skizzen stehen exemplarisch für den immer wiederkehrenden Mechanismus, dass der Platz der Kinder nicht gesehen und nicht adäquat gestaltet wird. Letztlich haben alle Skizzen etwas mit der Enteignung der Kinder zu tun. Ihr Eigenes wird nicht gewürdigt, sondern für fremde Interessen benutzt. Damit stellt sich aber auch die Frage, wie dies zu verhindern wäre, wie also der „soziometrische Ort“, der „Ort, der dem Herzenswunsche gleicht“ für Kinder beschaffen sein müsste. Abgesehen davon, dass so ein Ort immer von den Kindern selbst mitentwickelt und mitgestaltet sein muss, lassen sich Ingredienzien benennen, die die Entstehung eines solchen Ortes ermöglichen. Gemeinsam ist ihnen, dass sie Kind-sein ermöglichen statt es zu verzwecken. Gemeinsam ist ihnen deshalb auch, dass sie Rahmenbedingungen schaffen statt spezifische Ziele zu forcieren.

**Bindung und Exploration:** Seit den Anfängen der Bindungsforschung kommt aus dieser wichtigen psychologischen Forschungstradition kontinuierlich der Hinweis, dass verlässliche Bindungsangebote und die Möglichkeit lustvoll die Umwelt zu erforschen gemeinsam das doppelte Fundament bilden, auf dem erst ein glückliches und gelingendes Leben aufgebaut werden kann. Wachstum und Selbstverwirklichung, Liebesfähigkeit und Produktivität brauchen ein tragfähiges Bindungsfundament. Die-

ses Bindungsverhalten ist ein hochstabiler Verhaltenskomplex, der sich vom Beginn des menschlichen Lebens an herausbildet und verfestigt. Präziser gesagt handelt es sich um zwei Funktionssysteme – Bindung und Exploration – die eng aufeinander verwiesen zusammenspielen. Bei erlebter Fremdheit oder Verunsicherung „ist das Bindungssystem aktiv und das Ausdrucksverhalten des Kindes steht im Dienste von Nähe.“ „Wenn sich das Kind dagegen wohl fühlt, sicher, unternehmungslustig, sozial neugierig und spiellustig ist, wenn es aktiv Gegenstände erkundet – ‚begreift‘ oder in den Mund steckt –, dann ist das Explorationssystem aktiv und das Bindungssystem ist im Ruhezustand“ (Grossmann 2001, S. 34). Gelingt es beide Systeme zu etablieren und sie reifen zu lassen, so ist dies der Schlüssel zu einem „innerlich reichen Leben, ohne Langeweile, weitgehend ohne innere Leere, ohne unbeherrschbare Gefühle und ohne ständige Angst vor Überforderung.“ Menschen, die sicher über ein breites Repertoire von Bindungs- und Explorationsverhalten verfügen, sind in der Lage, „Motive zu klären, Perspektiven zu entwickeln, (...) zielkorrigiert im Einklang mit anderen zu handeln“ und „Wissen, Sprechen, Denken und Fühlen zu integrieren“ (Grossmann 2001, S. 49).

**Potentia entfaltung:** Einen wichtigen Kontrapunkt zu jeder Verzweckung von Kindern und Jugendlichen setzt auch der Neurobiologe Gerald Hüther, wenn er anmahnt, dass wir uns als Gesellschaft von der aktuellen „Ressourcenausnutzungskultur“ zu einer „Potentialentfaltungskultur“ hin entwickeln müssen (Hüther 2014b). Er plädiert dafür, die Potentiale von Menschen wahrzunehmen und ihnen ermutigende, herausfordernde, aber angstfreie und bindungssichere Entwicklungsräume zu bieten. In solche Räume hinein werden Menschen von sich aus wachsen wollen. Potentiale entfalten sich, wo sich Kinder sicher und angenommen fühlen. Potentiale entfalten sich aber nur dann, wenn der Eigensinn, „das Bedürfnis nach eigener Entfaltung, Weiterentwicklung, Autonomie und Freiheit“ (Hüther 2009, S. 51) nicht gebrochen oder in ein Korsett gepresst wird. Besonders für den Bildungsbereich mahnt Hüther an, dass wir uns dem Risiko der freisinnigen Ideen mehr aussetzen müssen, wenn wir nicht wertvolle Impulse und Ideen der nächsten Generationen verlieren wollen. „Querdenken, Risikobereitschaft, Verantwortungsübernahme, eigenständiges Denken, Musterbrechen als Innovationschance kann niemand leisten, der in allen Schulfächern Bestnoten erreichen will“ (Hüther 2014a).

**Spiel:** Im Jahr 1938 publizierte der niederländische Kulturhistoriker Johan Huizinga das Buch „homo ludens – vom Ursprung der Kultur im Spiel“. Es ist ein bemerkenswertes Werk, in dem er darauf hinweist, dass der Mensch nicht nur ein denkendes und schaffendes Wesen ist, sondern immer auch ein spielendes. Der Mensch ist – so Huizingas Dreiklang – homo sapiens, homo faber und homo ludens. Damit führt er aus, was schon Friedrich Schiller in seinem 15. Brief „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ erfasst hat: „Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt“. Im psychologischen und pädagogischen Nachdenken über Kinder wurde dieser Ball längst aufgenommen. „Kinder spielen sich ins Leben“ (Krenz 2001) formuliert Armin Krenz einen kaum angefochtenen Konsens. Wo immer dieser Modus der Welterkundung und Weltaneignung heute beschnitten wird, kann auf seine Bedeutung nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden (Textor 2007). Zu dieser Auseinandersetzung gehört die klare Abgrenzung zwischen Lernangebot und Spiel unbedingt dazu. „Lernangebote sind immer von außen kommend, werden an das Kind herangetragen, sind Vorgaben. Sie sind kein echtes Spiel“ (Pausewang 2013). Der Kern des Spiels, der immer wieder zugänglich und wirksam gemacht werden muss, ist die Zweckfreiheit. Spielen bedeutet etwas nur um seiner selbst willen zu tun. „Befohlenen Spiel ist kein Spiel mehr“ (Huizinga 1956, S. 16). Erst wo die Zweckfreiheit gegen Not und Zwänge, aber auch gegen noch so hehre Bildungsansprüche behauptet wird, kann das Spiel seine Kraft entfalten und Welten erschließen (ausführlich: Dornes 2006, S. 180-182).

Wenn man diesen drei Antwortversuchen folgt und aus bindungstheoretischer, neurobiologischer und sozialpsychologischer Sicht beschreibt, was Kinder brauchen, wird ein erstaunlich simpler roter Faden sichtbar. Denn in jeder dieser Theorien werden zwei Grundpole benannt, zwischen denen Entwicklung oszilliert. Bindung und Exploration. Geborgenheit und Entfaltung. Schutzraum und Spielraum. Das sind vor jeder differenzierteren Fachdiskussion die Grundkoordinaten eines für Kinder gedeihlichen Raumes. Und es sind trotz aller möglicherweise konkurrierenden gesellschaftlichen Interessen die Rahmenbedingungen, auf die jedes Kind einen Anspruch hat.

## Literatur

- Anhorn, Roland (2002). Jugend – Abweichung – Drogen: Zur Konstruktion eines sozialen Problems. In: Frank Bettinger, Cornelia Mansfeld & Mechthild M. Jansen (Hg.). *Gefährdete Jugendliche? Jugend, Kriminalität und der Ruf nach Strafe*. Opladen: Leske + Budrich. S. 47-74.
- Ariès, Philippe (1978). *Geschichte der Kindheit*. München: dtv wissenschaft.
- Augustinus, Aurelius (1955). *Confessiones – Bekenntnisse*. Lateinisch-Deutsch. Eingeleitet, übersetzt und erläutert von Joseph Bernhart. München: Kösel.
- Balint, Michael (1999). *Angstlust und Regression*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Beck, Ulrich & Elisabeth Beck-Gernsheim (1990). *Das ganz normale Chaos der Liebe*. FfM: Suhrkamp.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (2000). *Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen*. München: Beck.
- Bode, Sabine (2008). *Die deutsche Krankheit – German Angst*. München & Zürich: Piper.
- Brinck, Christine (2006). *Gute Scheidung, schlechte Scheidung*. In: *Süddeutsche Zeitung – Kultur vom 28.01.2006*. [www.sueddeutsche.de/kultur/trennung-gute-scheidung-schlechte-scheidung-1.892123](http://www.sueddeutsche.de/kultur/trennung-gute-scheidung-schlechte-scheidung-1.892123). Zugriff: 05.04.2013.
- Bucher, Anton A. (2009). *Psychologie des Glücks*. Weinheim: Beltz.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ 2013). *Jungen und ihre Lebenswelten – Vielfalt als Chance und Herausforderung – Bericht des Beirats Jungenpolitik*. [www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/Jungen-und-ihre-Lebenswelten-Bericht-Beirat-Jungenpolitik,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf](http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/Jungen-und-ihre-Lebenswelten-Bericht-Beirat-Jungenpolitik,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf). Zugriff: 01.08.2014
- Butz, Petra & Klaus Boehnke (1999). *Problemverhalten im Kontext familiärer Veränderung durch Trennung und neue Partnerschaft der Eltern*. In: Sabine Walper & Beate Schwarz (Hg.), *Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien*. Weinheim & München: Juventa. S. 171-189.
- Dornes, Martin (2006). *Die Seele des Kindes. Entstehung und Entwicklung*. FfM: Fischer.
- Dornes, Martin (2012). *Die Modernisierung der Seele. Kind – Familie – Gesellschaft*. FfM: Fischer.
- Feil, Christine (2004). *Mythen und Fakten zur Kommerzialisierung der Kindheit*. In: *ZSE : Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 24 (2004) 1. S. 33-48. [http://www.pedocs.de/volltexte/2012/5683/pdf/ZSE\\_2004\\_1\\_Feil\\_Mythen\\_Fakten\\_D\\_A.pdf](http://www.pedocs.de/volltexte/2012/5683/pdf/ZSE_2004_1_Feil_Mythen_Fakten_D_A.pdf) Zugriff: 21.08.2014.
- Figdor, Helmuth (1998). *Scheidungskinder – Wege der Hilfe*. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Freud, Sigmund (1919). *Das Unheimliche*. In: *Sigmund Freud Studienausgabe Band IV. Psychologische Schriften*. FfM: Fischer. S. 242-274.

- Fthenakis, Wassilios E., Bernhard Kalicki & Gabriele Peitz (2002). Paare werden Eltern. Die Ergebnisse der LBS-Familienstudie. Opladen: Leske+Budrich.
- Gottschalk, Gesa (2014). Das Paradox der Elternschaft. Wenn es um Lebenssinn geht, sind Kinder eine Langzeitinvestition. In: GEO Wissen. Was gibt dem Leben Sinn? Heft Nr. 53. Hamburg: Gruner + Jahr. S. 68-72.
- Gronemeyer, Reimer (2004). Kampf der Generationen. München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Grossmann, Klaus E. (2001). Die Geschichte der Bildungsforschung: Von der Praxis zur Grundlagenforschung und zurück. In: Gerhard J. Suess, Hermann Scheuerer-Englisch & Walter-Karl P. Pfeifer (Hg.). Bindungstheorie und Familiendynamik. Anwendung der Bindungstheorie in Beratung und Therapie. Gießen: Psychosozial. S. 29-52.
- Heinz, Wolfgang (2003). Jugendkriminalität in Deutschland. Kriminalstatistische und kriminologische Befunde. Internet-Veröffentlichung im Konstanzer Inventar Kriminalitätsentwicklung. Universität Konstanz. <http://www.uni-konstanz.de/rtf/kik/Jugendkriminalitaet-2003-7-e.pdf>. Zugriff: 22.08.2014.
- Herzinger, Richard (2005). German Angst. In: Kursbuch 159. Angst. Berlin: Rowohlt. S. 12-21.
- Huizinga, Johan (1956). Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Hüther, Gerald & Inge Michels (2014b). Gehirnforschung für Kinder. München: Kösel.
- Hüther, Gerald (2014a). Schule 2.0. Umgestaltung unseres Schulsystems. <http://www.schulen-der-zukunft.org/potenzialentfaltung/grundlagen/>. Zugriff: 30.08.2014.
- Hüther, Gerald (2014b). Auf dem Weg zu einer anderen Schulkultur: Die Bedeutung von Geist und Haltung aus neurobiologischer Sicht. <http://www.schulen-der-zukunft.org/potenzialentfaltung/grundlagen/>. Zugriff: 30.08.2014.
- Hutter, Christoph (2005). Szenisches Verstehen in der Ehe-, Familien-, Lebens- und Erziehungsberatung – Eine diagnostische Landkarte für ein überkomplexes Feld. In: Psychodynamische Psychotherapie. Forum der tiefenpsychologisch fundierten Psychotherapie. PDP 4/2005. Stuttgart & New York: Schattauer. S. 206-216.
- Hutter, Christoph (2009a). Mit den Augen zur Welt – Gesellschaft und Kultur als Herausforderung für Beratung. In: Renate Oetker-Funk & Alfons Maurer (Hg.). Interkulturelle psychologische Beratung. Entwicklung und Praxis eines migrantensensiblen Konzeptes. Norderstedt: Books on Demand. S. 317-338.
- Hutter, Christoph (2009b). Szenische Diagnostik in der Beratungsarbeit. In: Peter Pantucek & Dieter Röh (Hg.). Perspektiven Sozialer Diagnostik. Über den Stand der Entwicklung von Verfahren und Standards. Münster: LIT-Verlag. S. 189-202.
- Hutter, Christoph (2012a). Trennung und Scheidung aus Sicht der Kinder. [www.efle-beratung.de/fix/files/910/doc/Trennung%20und%20Scheidung%20aus%20Sicht%20der%20Kinder.2.pdf](http://www.efle-beratung.de/fix/files/910/doc/Trennung%20und%20Scheidung%20aus%20Sicht%20der%20Kinder.2.pdf)
- Hutter, Christoph (2012b). Glück, Passion und Ehebund – Erkundungen zum Beziehungsglück. [efle-beratung.wdss.de/fix/files/910/doc/Glueck%20Passion%20und%20Ehebund.pdf](http://www.efle-beratung.de/fix/files/910/doc/Glueck%20Passion%20und%20Ehebund.pdf). Zugriff: 23.08.2014.
- Hutter, Christoph (2013). Das Feld gemeinsam bestellen - eine Herausforderung für Leitung. Vortrag auf der ISI-Fachtagung 2013. [http://www.isi-hamburg.org/download/0\\_Das%20Feld%20gemeinsam%20bestellen.pdf](http://www.isi-hamburg.org/download/0_Das%20Feld%20gemeinsam%20bestellen.pdf). Zugriff: 23.08.2014



- Krenz, Armin (2001). Kinder spielen sich ins Leben - Der Zusammenhang von Spiel- und Schulfähigkeit. In: Martin R. Textor (Hg.). Kindergartenpädagogik - Online-Handbuch. <http://www.kindergartenpaedagogik.de/418.html>. Zugriff: 30.08.2014.
- Marquardt, Elizabeth (2005). *Between two Worlds. The inner Lives of Children of Divorce*. New York: Crown Publishers.
- März, Ursula (2004). Schulangst. Das Pensum der Eltern. In: Kursbuch 156. Kinder, Kinder. Berlin: Rowohlt. S. 7-15.
- Moreno, Jacob Levy (1914). *Einladung zu einer Begegnung I*. Wien: Selbstverlag.
- Moreno, Jacob Levy (1964). Zusammen mit Zerka T. Moreno & Jonathan Moreno. *The First Psychodramatic Family*. Beacon N.Y.: Beacon House Inc.
- Moreno, Jakob Levy (1922). *Das Testament des Vaters*. Potsdam: Kiepenheuer.
- Mühl, Melanie (2011). *Die Patchwork-Lüge. Eine Streitschrift*. München: Hanser.
- Pausewang, Freya (2013). Was gutes Freispiel für Zukunftsfähigkeit des Kindes bedeuten kann. In: Martin R. Textor (Hg.). Kindergartenpädagogik - Online-Handbuch. <http://www.kindergartenpaedagogik.de/2253.html>. Zugriff: 30.08.2014.
- Postman, Neil (1987). *Das Verschwinden der Kindheit*. FfM: Fischer.
- Raether, Elisabeth & Tanja Stelzer (2013). Süße Geschäfte. Dossier vom 08.05.2013. In: DIE ZEIT, No. 20. S. 15-17. <http://www.zeit.de/2013/20/kinder-marketing-werbung>. Zugriff: 21.08.2014.
- Richter, Horst-Eberhard (1967). *Eltern, Kind und Neurose*. Stuttgart: Ernst Klett.
- Röhl, Franz Josef (2010). Die „neue Medienwelt“ im Blickfeld der Präventionen. [http://www.akjs-sh.de/\\_downloads/Roell\\_Vortrag\\_1.pdf](http://www.akjs-sh.de/_downloads/Roell_Vortrag_1.pdf). Zugriff: 23.08.2014.
- Roussel, Louis (1980). Ehen und Ehescheidungen. Beitrag zu einer systematischen Analyse von Ehemodellen. *Familiendynamik* 5, S. 186-203.
- Schacht, Michael (2009). *Das Ziel ist im Weg. Störungsverständnis und Therapieprozess im Psychodrama*. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften.
- Sen, Amartya (2012). *Die Idee der Gerechtigkeit*. München: dtv.
- Sennett, Richard (1986). *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*. FfM: Fischer.
- Shakespeare, William (1610/11). *Das Wintermärchen*. <http://www.william-shakespeare.de/wintermaerchen/wintermr.htm>. Zugriff: 22.08.2014
- Spitzer, Manfred (2005). *Vorsicht Bildschirm! Elektronische Medien, Gehirnentwicklung, Gesundheit und Gesellschaft*. Stuttgart, Düsseldorf & Leipzig: Ernst Klett.
- Textor, Martin R. (2007). Rettet das Freispiel! Plädoyer gegen die Verschulung des Kindergartens. In: Martin R. Textor (Hg.). Kindergartenpädagogik - Online-Handbuch. <http://www.kindergartenpaedagogik.de/1681.html>. Zugriff: 30.08.2014.
- UNICEF (2013). *Reiche, kluge, glückliche Kinder? Der UNICEF-Bericht zur Lage der Kinder in Deutschland 2013*. <http://www.unicef.de/blob/25810/0ea57808d31dbe9b52d9931a5045fb4c/zusammenfassung-bericht-lage-der-kinder-deutschland-2013-data.pdf>. Zugriff: 22.08.2014.
- Wallerstein, Judith S. , Julia M. Lewis & Sandra Blakeslee (2002). *Scheidungsfolgen – Die Kinder tragen die Last. Eine Langzeitstudie über 25 Jahre*. Münster: Votum.
- Welzer, Harald (2013). *Selbst denken. Eine Anleitung zum Widerstand*. FfM: Fischer.
- [www.konsumkultur.de](http://www.konsumkultur.de)
- ZAW (2014a). *Kein Konsumrausch – Kinder-Taschengeld: 92 Cent pro Tag*. <http://www.zaw.de/index.php?menuid=98&reporeid=872>. Zugriff: 21.08.2014.

- ZAW (2014b). Am 19. September in Berlin: Workshop Kinder-Werberegeln.  
<http://www.zaw.de/index.php?menuid=98&reporeid=840>. Zugriff: 21.08.2014.

**Korrespondenzadresse:**

Dr. Christoph Hutter, Zur Dornhiede 141, 48161 Münster, [christoph-hutter@t-online.de](mailto:christoph-hutter@t-online.de)